

Arne Göring (Hg.)

# Quo vadis Hochschulsport?

Im Wandel von Hochschule und Gesellschaft

Hochschulsport: Bildung und Wissenschaft  
Band 2

2009



allgemeiner deutscher  
hochschulsportverband



Universitätsdrucke Göttingen





Arne Göring (Hg.)

Quo vadis Hochschulport? Im Wandel von Hochschule und Gesellschaft

This work is licensed under the [Creative Commons](#) License 2.0 “by-nd”, allowing you to download, distribute and print the document in a few copies for private or educational use, given that the document stays unchanged and the creator is mentioned. You are not allowed to sell copies of the free version.



erschieden in der Reihe „Hochschulport: Bildung und Wissenschaft“ in den  
Universitätsdrucken im Universitätsverlag Göttingen 2009

---

Arne Göring (Hg.)

# Quo vadis Hochschulsport?

Im Wandel von Hochschule und  
Gesellschaft

Hochschulsport: Bildung und  
Wissenschaft, Band 2



Universitätsverlag Göttingen  
2009

## Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Diese Publikation wird gefördert durch die Deutsche Sportjugend und das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.



Bundesministerium  
für Familie, Senioren, Frauen  
und Jugend



### *Anschrift des Herausgebers*

Dr. Arne Göring

e-mail: [agoering@sport.uni-goettingen.de](mailto:agoering@sport.uni-goettingen.de)

Aus Gründen der sprachlichen Vereinfachung und zur besseren Lesbarkeit wird in der vorliegenden Publikation die männliche Form verwendet. Frauen werden gleichermaßen einbezogen und angesprochen.

Dieses Buch ist auch als freie Onlineversion über die Homepage des Verlags sowie über den OPAC der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek (<http://www.sub.uni-goettingen.de>) erreichbar und darf gelesen, heruntergeladen sowie als Privatkopie ausgedruckt werden. Es gelten die Lizenzbestimmungen der Onlineversion. Es ist nicht gestattet, Kopien oder gedruckte Fassungen der freien Onlineversion zu veräußern.

Satz und Layout: Arne Göring

Umschlaggestaltung: Margo Bargheer

Titelabbildung: Allgemeiner Deutscher Hochschulsportverband

© 2009 Universitätsverlag Göttingen

<http://univerlag.uni-goettingen.de>

ISBN: 978-3-940344-82-3

ISSN: 1864-189X

## Vorwort des Herausgebers

„Die Zukunft war früher auch besser“ – dieser Ausspruch von Karl Valentin kennzeichnet die Schwierigkeiten, die gesellschaftliche Umbrüche und Transformationen mit sich bringen. Die Zukunft in den Blick zu nehmen, heisst sich auf konsequent unsicheres Terrain zu begeben, denn ob sich die Analyse der Gegenwart in ihren Entwicklungen auf die Zukunft übertragen lässt, kann niemand mit Sicherheit sagen. Dass für den Hochschulsport turbulente Zeiten angebrochen sind, scheint bei den gewaltigen Veränderungen, die sich im Hochschulsystem derzeit beobachten lassen allerdings ohne Zweifel zu sein. Welche Auswirkungen die mannigfaltigen Reformansätze auf die Entwicklung des Hochschulsports haben werden und welche Herausforderungen daraus resultieren, bleibt allerdings weiterhin offen. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Hochschulsport und seinen dynamischen Kontextbedingungen wird diesbezüglich wichtiger denn je und zu einer eigenen Herausforderungen für die Verantwortlichen des Hochschulsports in Deutschland.

Nach dem ersten Band der neu aufgelegten Reihe *Hochschulsport – Bildung und Wissenschaft* aus dem Jahr 2007 wird mit der vorliegenden Veröffentlichung die kurze Traditionslinie der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit relevanten Themen des Hochschulsports nun in einem zweiten Band vertieft. Die Beiträge liefern dabei aus unterschiedlichen Forschungsdisziplinen und mit unterschiedlichen inhaltlichen Schwerpunkten wichtige Diskussionsanstöße und Anregungen für die Weiterentwicklung des Hochschulsports in Deutschland.

Es freut mich, dass neben einigen etablierten Sport- und Sozialwissenschaftlern auch wieder junge Nachwuchsforscher eine Möglichkeit zur Veröffentlichung ihrer Arbeiten bekommen. Ich danke allen beteiligten Autoren für Ihre Mühen und wünsche allen Lesern eine anregende Lektüre.

Göttingen, im Januar 2009

Arne Göring



# Inhalt

|  |     |
|--|-----|
| Die Nachfrage nach Hochschulsport in einer sich ändernden Umwelt<br>(Breuer, Wicker, Pawlowski), .....   | 5   |
| Wissensmanagement im (Hochschul-)Sport. Einführende Überlegungen zu einem<br>Gegenwarts- und Zukunftsthema (Göring, Hesse) .....               | 21  |
| Das Ehrenamt als berufsqualifizierender Prozess. Berufsqualifizierung im<br>Hochschulsport im Rahmen studentischen Engagements (Frieling)..... | 45  |
| Der Einfluss des Jugendsports auf den Bildungs- und Arbeitsmarkterfolg<br>(Cornelißen, Pfeiffer) .....   | 59  |
| Zukunftsperspektiven von Gesundheitssportangeboten im Hochschulsport<br>(Baumgarten, Lüer, Dreibrod) .....                                     | 69  |
| Wellness als Zukunftsmarkt? Welche Möglichkeiten bieten sich dem<br>Hochschulsport? (Penshorn).....  | 86  |
| Generationswechsel?! Neue Jugendkultur(en) und ihre Bedeutung für den<br>Hochschulsport (Göring).....  | 99  |
| Hochschulsport und psychische Gesundheit oder: „Hilft Sport bei der Bewältigung<br>von Studienbelastungen?“ (Möllenbeck) .....                 | 116 |
| Autoren .....  | 132 |



# Die Nachfrage nach Hochschulsport in einer sich ändernden Umwelt

Christoph Breuer, Pamela Wicker und Tim Pawlowski

## 1. Einleitung

Karl Valentin hat einmal die Schwierigkeiten von Prognosen treffend umschrieben, als er sagte: „Prognosen sind schwierig, insbesondere, wenn sie die Zukunft betreffen“. Gleichwohl ist jede Organisation an Prognosen interessiert. Sie will mit Hilfe von Prognosen ihre Zukunftsfähigkeit feststellen und – bei Vorliegen negativer Prognosen – dafür sorgen, dass diese nicht eintreten. Dies gilt auch für den Hochschulsport.

Bei der Formulierung von Prognosen für den Hochschulsport sind verschiedene Aspekte zu beachten. Zunächst ist zu klären, wovon die Nachfrage nach Hochschulsport überhaupt abhängt bzw. welche Faktoren sie begünstigen oder beeinträchtigen. Hierauf wird im zweiten Abschnitt eingegangen, wobei die theoretische Darstellung durch empirische Befunde angereichert und untermauert wird.

Wie auf (fast) jedem Markt bestimmen jedoch nicht nur die Sportnachfrager, sondern auch Umweltfaktoren und andere Sportanbieter das Handeln eines jeden Sportanbieters. Im Falle des Hochschulsports muss sich dieser mit einer sich ändernden Hochschulumwelt (z.B. Einführung von Studiengebühren, konsekutive Studiengänge, Exzellenzinitiative, etc.) und Konkurrenten (z.B. Sportvereine, kommerzielle Sportanbieter, etc.) auseinandersetzen. Diese Aspekte werden im dritten Abschnitt erörtert und mit empirischen Befunden belegt.

Vor dem Hintergrund vielfältiger Veränderungen und Einflussfaktoren, denen sich der Hochschulsport gegenüber sieht, gewinnen Managementstrategien zur Bewältigung dieser Herausforderungen an Bedeutung, die im vierten Abschnitt dargestellt werden. Es werden somit Möglichkeiten aufgezeigt, wie der Hochschulsport auf die verschiedenen Veränderungen reagieren kann.

## 2. Die Nachfrage nach Hochschulsport

### 2.1 Ein Modell zur Erklärung der allgemeinen Sportnachfrage

Zur Erklärung der allgemeinen Nachfrage nach Sport wird häufig das Makro-Mikro-Makro-Schema von Esser (1999; vgl. Abb. 1), auch *Badewannen-Modell* oder *Grundmodell der soziologischen Erklärung* genannt, herangezogen.

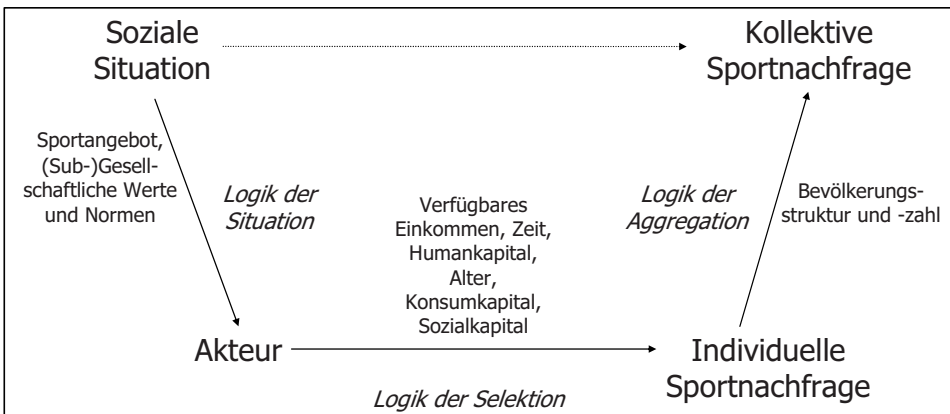


Abbildung 1: Erweiterung des Badewannen-Modells nach Esser (1999, S. 17) zur Erklärung der allgemeinen Sportnachfrage.

Bei diesem Modell wird davon ausgegangen, dass sich sowohl die soziale Situation (Makro-Ebene; Gesellschaft) als auch persönliche Faktoren auf den einzelnen Akteur und dessen individuelle Sportnachfrage (Mikro-Ebene; Individuum) auswirkt, aus der sich die kollektive Sportnachfrage (Makro-Ebene) ergibt. Im Folgenden wird das Modell genauer erklärt.

Ausgangspunkt des Modells ist die soziale bzw. gesellschaftliche Situation, zu der das vorhandene Sportangebot sowie (sub-)gesellschaftliche Normen und Werte gehören.

Zum vorhandenen Sportangebot zählen beispielsweise die Sportinfrastruktur (z.B. Sporthallen, Sportplätze) sowie die Anzahl an nicht-kommerziellen (z.B. Sportvereine) und kommerziellen Sportanbietern (z.B. Fitnessstudios). Zu gesellschaftlichen Normen und Werten gehören beispielsweise die soziale Aner-

kennung des Sports und alle anderen Assoziierungen, die mit Sporttreiben verbunden werden.

Gemäß der Logik der Situation beeinflusst dieser gesellschaftliche Hintergrund die Situation jedes einzelnen Akteurs. Seitens des Akteurs gibt es wiederum ebenso zahlreiche Faktoren, welche bestimmen, ob er Sport treibt oder nicht (Logik der Selektion). Zu diesen Faktoren gehören das verfügbare Einkommen, Zeit, Humankapital, Alter, Sozialkapital und Konsumkapital.

Aus der Freizeitökonomie ist bekannt, dass es sich bei den Faktoren Zeit (Freizeit) und Geld (Einkommen) um die zentralen Faktoren der Nachfrage nach Sport handelt. Dabei dürften Einkommen und Zeit häufig Substitute darstellen. Mit der Höhe des Erwerbseinkommens steigen in der Regel die Opportunitätskosten der Nichtarbeitszeit, weshalb bei einem Verdienstanstieg Zeit zunehmend durch Geld substituiert (ersetzt) werden dürfte. Der Marktwert der Zeit steigt im Vergleich zu den Güterpreisen. Dies dürfte das Individuum dazu veranlassen, ein Verhalten zu zeigen, welches Zeit spart und stattdessen vergleichsweise stärker Geld nutzt. Folglich wird davon ausgegangen, dass in einer solchen Situation zeitsparende, aber eher teure Sportangebote zunehmend nachgefragt werden. Umgekehrt dürfte bei einem Verdienstrückgang zunehmend Geld durch Zeit substituiert werden. In diesem Fall wird vermutet, dass verstärkt günstige, aber eher zeitaufwendige Sportmöglichkeiten genutzt werden.

Des Weiteren beeinflusst das Humankapital (Bildung, Sportwissen) die Produktivität der Zeit sowie der Marktgüter, die für sportliche Aktivität eingesetzt werden. So erweitert etwa die durch langjährigen Sportunterricht (höhere Schulbildung) erworbene höhere Anzahl an Sportartenkompetenzen die Möglichkeiten des Sporttreibens unter Knappheitsbedingungen an Zeit und Geld.

Gemäß dem Konstrukt des Konsumkapitals (Stigler/Becker 1977) hängt der Nutzen, den eine Person aus ihren sportlichen Präferenzen zieht, vom entsprechenden Konsumkapital ab. Es wird davon ausgegangen, dass das Konsumkapital durch den früheren Konsum von Gütern derselben Art gebildet wird und die Höhe des Konsumkapitals vom Ausmaß des Konsums bestimmt wird. Demzufolge würden Personen über ein sportspezifisches Konsumkapital verfügen.

Infolge des Sozialisationsprozesses wird dieses Konsumkapital von der ethnischen Zugehörigkeit an sich und dem Ausmaß der Integration in eine ethnische Gruppierung abhängen.

In diesem Zusammenhang wird von ethnischem Sozialkapital gesprochen. In Anlehnung an Borjas (1992, 1994) kann dieses auch als ethnisches Sportkapital bezeichnet werden.

Neben der Bildung des ethnischen Sozialkapitals kann die ethnische Zugehörigkeit die Möglichkeiten der Ausübung einer sportlichen Aktivität beeinflussen bzw. restriktiv wirken, was am Beispiel des ipsativen Möglichkeitsraumes von Frey (1999) deutlich wird.

Ipsative Möglichkeiten sind solche, die für eine Person selbst als wichtig erachtet werden, aber aufgrund der sozialen Einbindung nicht gestattet werden (eine Person würde gerne, darf aber nicht). Im Hinblick auf ipsative Möglichkei-

ten kann insbesondere die ethnische Herkunft und der Integrationsgrad in eine ethnische Gruppe als Einschränkung angesehen werden.

Überdies muss beachtet werden, dass ipsative Möglichkeiten auch geschlechtsspezifisch unterschiedlich ausgeprägt sein können, also mit dem geschlechtsspezifischen Sozialkapital zusammenhängen. Beispielsweise kann die soziale Wertschätzung des Sporttreibens von Männern und Frauen differieren, insbesondere in Interaktion mit ethnischen bzw. religiösen, aber ethnisch dominant verankerten Variablen (z.B. bei Muslimen). Vor diesem Hintergrund kann das Geschlecht bzw. das geschlechtsspezifische Sozialkapital eine Restriktion bezüglich der Ausübung sportlicher Aktivitäten darstellen. In diesem Zusammenhang können auch mögliche sportbezogene Altersnormen einen Einfluss auf das Sporttreiben ausüben. Ein Blick in die sportsoziologische Literatur zeigt, dass davon ausgegangen wird, dass sowohl ein ethnisches Sportkapital (z.B. Bröskamp 1994) als auch sportbezogene Altersnormen existieren, welche die altersbezogene Wertschätzung der sportlichen Aktivität beeinflussen (Breuer 2004b). Somit kann auch das Alter einer Person die individuelle Sportnachfrage bestimmen. Sportliche Aktivität setzt überdies ein Mindestmaß an körperlicher Verfassung (Körperkapital) voraus. Gemäß dem Konzept des Gesundheitskapitals (Grossman 1972) verliert der anfängliche individuelle Kapitalstock an Gesundheit mit dem Alter an Wert. Demnach könnte das Alter eine indikative Rolle hinsichtlich des individuellen Körperkapitals darstellen.

Von den eben genannten Faktoren hängt die individuelle Sportnachfrage ab. Zur kollektiven Sportnachfrage gelangt man durch Aggregation der individuellen Sportnachfrage. Somit bestimmen auch Bevölkerungsgröße und –struktur die kollektive Sportnachfrage.

## 2.2 Ein Modell zur Erklärung der Sportnachfrage von Studierenden

Will man die Nachfrage nach Hochschulsport in einer sich ändernden Umwelt prognostizieren, so sollte man sich hierbei auf wissenschaftlich bewährte Modelle zur Erklärung sozialer Sachverhalte stützen. Bestens geeignet hierzu ist das eben vorgestellte *Badewannen-Modell* von Esser (1999).

Überträgt man dieses auf den Hochschulsport, so wirken Veränderungen des Systems Hochschule sowohl auf die Bedeutung des Hochschulsports im System Hochschule als auch auf die Studierenden (vgl. Abb. 2).

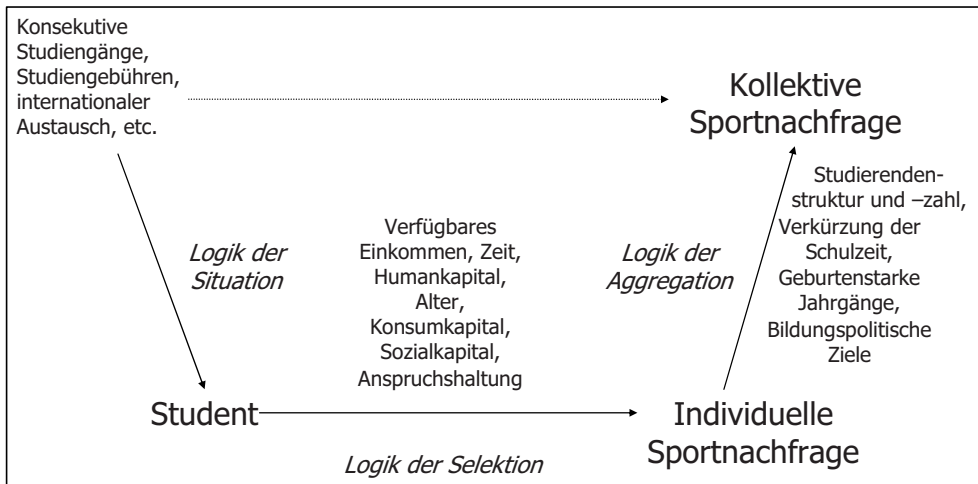


Abbildung 2: Übertragung des Badewannen-Modells auf die Nachfrage nach Hochschulsport.

Die Logik dieses Modells entspricht dem eben erläuterten allgemeinen Modell (vgl. Abschnitt 2.1). Im Folgenden wird somit nur noch explizit auf die Hochschulsituation im Speziellen eingegangen. Hierbei ist zu beachten, dass die Hochschulsituation einem permanenten Wandel unterworfen ist. Hier sind insbesondere die Einführung von Studiengebühren bzw. -beiträgen sowie die Einführung konsekutiver Studiengänge mit starren und umfassenden Stundenplänen zu nennen. Diese Veränderungen der Hochschulen tangieren die Geld- und Zeitbudgets der Studierenden. Aus der allgemeinen Sportentwicklungsforschung ist nun bekannt, dass geringere Geld- und Zeitbudgets sich signifikant negativ auf das Sportverhalten auswirken. Je weniger freie Zeit zur Verfügung steht und je weniger finanzielle Ressourcen verfügbar sind, desto seltener wird Sport getrieben.

Insofern ist grundlegend zu vermuten, dass mit der Einführung konsekutiver Studiengänge und von Studiengebühren bzw. -beiträgen die allgemeine Sportnachfrage Studierender rückläufig sein wird.

Überdies ist davon auszugehen, dass durch die Einführung der Studiengebühren die Studenten eine verstärkte Anspruchshaltung gegenüber universitären Angeboten zeigen, zu denen auch der Hochschulsport zählt. Im Zuge der Globalisierung gewinnt außerdem die Teilnahme an internationalen Austauschprogrammen an Bedeutung.

Auf weitere Veränderungen der Hochschulwelt wird in Abschnitt 3.1 noch genauer eingegangen. Die kollektive Nachfrage der Studierenden nach Sport wird mit Hilfe der entsprechenden Studierendenzahl ermittelt. In diesem Zusammenhang ist zu berücksichtigen, dass mit den geburtenstarken Jahrgängen, des zeitlichen Zusammenfalls des letzten Jahrgangs des 13-jährigen und des ersten des 12-jährigen Schulsystems sowie entsprechender hochschulpolitischer

Rahmenbedingungen (Hochschulpakt 2020, OECD-Forderungen nach einer höheren Studierendenquote in Deutschland) die Anzahl an Studierenden zu nehmen wird. Eine möglicherweise geringere Aktivitätsquote von Studierenden aufgrund knapper werdender Zeit- und Geldbudgets wird dann überkompensiert durch eine steigende Anzahl an Studierenden. In der Folge dürfte auch die Nachfrage nach Hochschulsport steigen.

### 2.3 Empirische Befunde

In diesem Abschnitt werden Ergebnisse einer Bevölkerungsbefragung der Stadt Stuttgart und einer Sonderauswertung des deutschen Sozio-ökonomischen Panels (SOEP) vorgestellt, welche Aufschluss über Bestimmungsfaktoren der Sportnachfrage von Personen im Studierendentalter im Allgemeinen und von Studenten im Speziellen geben.

Im Rahmen eines Sportentwicklungsprojekts in der Stadt Stuttgart wurden 2007 eine Bevölkerungsbefragung (Mikro-Ebene) und eine Bestandserhebung des Sportangebots (Makro-Ebene) durchgeführt. Im Hinblick auf das *Badewannenmodell* von Esser (1999) liegen somit Informationen auf beiden Ebenen vor, welche zur Erklärung der sportlichen Aktivität herangezogen werden können.

Bei der telefonisch durchgeführten Bevölkerungsbefragung (n=3.725) wurden die Befragten gebeten, sich unter anderem zum Umfang ihrer sportlichen Aktivität zu äußern (Breuer/Wicker 2007). Überdies wurden soziodemografische Faktoren erhoben, welche zur Erklärung der sportlichen Aktivität dienen (vgl. Tab. 1).

Neben der Bevölkerungsbefragung wurde eine umfangreiche Bestandserhebung des vorhandenen Sportangebots (Vereinsangebote, Sportkurse) sowie der Sportinfrastruktur (Sporthallen, Fitnessstudios, Tennisplätze, Sportplätze, Bäder, öffentliche Spielflächen, Spielplätze, Erholungsfläche, Landwirtschaftliche Fläche, Waldfläche) in allen 23 Stadtbezirken Stuttgarts vorgenommen.



Tabelle 1: Faktoren der sportlichen Aktivität von 18- bis 44-Jährigen

(Legende: - = negativer sign. Einfluss; + = positiver sign. Einfluss; - = Einfluss auf dem 10 %-Niveau; -- = Einfluss auf dem 5 %-Niveau; --- = Einfluss auf dem 1 %-Niveau; ---- = Einfluss auf dem 0,1 %-Niveau).

| Hierarchische Lineare Modelle<br>18 bis 44 Jahre          | Regelmäßige Sport-<br>aktivität<br>(mind. 1x pro Woche) | Sporthäufigkeit<br>(pro Woche) | Sportminuten<br>(pro Woche) |
|---|---|--------------------------------|-----------------------------|
| <b>Stadtbezirksvariablen</b>                              |   |                                |                             |
| Anzahl Sportkurse in Altersklasse pro Person              |   |                                |                             |
| Anzahl Vereinsangebote in Altersklasse pro Person         | +++   | +++                            | ++                          |
| Sporthallenfläche pro Person (m <sup>2</sup> )            |   |                                |                             |
| Anzahl an Fitnessstudios pro Person                       |   |                                |                             |
| Anzahl Tennisplätze (Halle) pro Person                    |   |                                |                             |
| Anzahl Tennisplätze (frei) pro Person                     |   |                                |                             |
| Sportplatzfläche pro Person (m <sup>2</sup> )             |   |                                |                             |
| Wasserfläche Bäder pro Person (m <sup>2</sup> )           | ++  |                                | ++                          |
| Öffentliche Spielflächen pro Person (m <sup>2</sup> )     |   |                                |                             |
| Anzahl Spielplätze auf öffentlichen Schulhöfen pro Person |   |                                |                             |
| Erholungsfläche pro Person (ha)                           |   |                                |                             |
| Landwirtschaftliche Fläche pro Person (ha)                |   |                                |                             |
| Waldfläche pro Person (ha)                                |   |                                |                             |
| <b>Personenbezogene Variablen</b>                         |   |                                |                             |
| Persönliches Einkommen (€)                                |   | ++                             | +++                         |
| Arbeitszeit (Std.)  |   |                                |                             |
| Zeitaufwand Erziehung Kinder/Pflege (Std.)                | ----  | ----                           | ----                        |
| Humankapital (Abitur und höher)                           | ++++  |                                | ++++                        |
| Geschlechtsspezifisches Sozialkapital (1=weiblich)        |   | --                             | ----                        |
| Ethnisches Sozialkapital (0=nicht-deutsch; 1=deutsch)     | +   |                                |                             |

Die konkreten Stadtbezirksvariablen können der ersten Spalte aus Tabelle 1 entnommen werden. Bei den zugrundeliegenden Kennzahlen wurde eine Gewichtung nach angrenzenden Stadtbezirken vorgenommen. Dadurch sollte der Tatsache Rechnung getragen werden, dass Bewohner eines Stadtteils eventuell auch Sportangebote in anderen Stadtteilen wahrnehmen, insbesondere wenn sie an der Stadtbezirksgrenze wohnen. Anschließend wurden die Werte durch die Einwohnerzahl des Stadtbezirks dividiert, wodurch sich die entsprechenden Kennzahlen pro Person (Einwohner) ergaben.

Das adäquate statistische Verfahren, welches Faktoren auf beiden Ebenen (Mikro und Makro, also Individuum und Stadtbezirk) berücksichtigt und folglich das *Badewannenmodell* rechnerisch umsetzt, ist die so genannte Mehrebenenanalyse (Hierarchisches Lineares Modell; z.B. Bryk/Raudenbush 1992). Die Mehrebenenanalyse verdeutlicht die Effekte zwischen Variablen aus mehreren Ebenen und identifiziert Zusammenhänge, die bei herkömmlichen Regressionsanalysen unentdeckt bleiben (Todd/Crook/Barilla 2005). Die für den Hochschulsport relevanten Modelle beziehen sich auf die sportliche Aktivität der 18- bis 44-Jährigen. Tabelle 1 weist die signifikanten Faktoren der regelmäßigen Sportaktivität (mind. einmal pro Woche), Sporthäufigkeit (pro Woche) und der Sportminuten (pro Woche) aus.

Aus den Ergebnissen der Mehrebenenanalysen geht hervor, dass verschiedene Faktoren die sportliche Aktivität der 18- bis 44-Jährigen bestimmen.

Hinsichtlich der individuellen Faktoren beeinflusst allen voran das Humankapital die sportliche Aktivität positiv. Folglich sind Personen mit höherem Bildungsniveau (mindestens Abitur), also auch Studenten, eher sportlich aktiv als Personen mit geringerem Bildungsstand (kein Abitur). Dem Hochschulsport steht somit ein relativ hohes Potenzial an Nachfragern zur Verfügung.

Überdies hängt die sportliche Aktivität positiv vom persönlichen Einkommen ab, das heißt, dass mit hohem verfügbarem Einkommen die Wahrscheinlichkeit des Sporttreibens ansteigt.

Im Hinblick auf die Einführung von Studiengebühren ist zu beachten, dass das verfügbare Einkommen der Studenten dadurch abnimmt und sich dies negativ auf ihre Nachfrage nach Sport auswirken kann. Außerdem beeinflussen hohe Zeitaufwendungen für die Erziehung von Kindern oder für die Pflege älterer Personen bzw. Familienangehöriger negativ auf die Nachfrage nach Sport aus. Den Ergebnissen zufolge sind in dieser Altersklasse eher Männer als Frauen sportlich aktiv und eher Deutsche als Nicht-Deutsche.

Auf der Ebene der Stadtbezirke gibt es ebenfalls Faktoren, welche die individuelle Sportnachfrage der 18- bis 44-Jährigen beeinflussen. Zu nennen sind hier die positiven Effekte des Vorhandenseins von Vereinsangeboten in dieser Altersklasse sowie der Verfügbarkeit von Bädern in der näheren Umgebung des Wohnsitzes (eigener oder angrenzender Stadtbezirk). Demzufolge scheint diese Altersgruppe die Möglichkeit des Schwimmens wahrzunehmen, sofern die entsprechende Infrastruktur vorhanden ist.

Als Datenbasis für die Analyse der Sportnachfrage von Studenten im Speziellen dient das SOEP, das vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung

(DIW Berlin) in Zusammenarbeit mit dem Infratest Sozialforschung in München erhoben wird. Das SOEP ist eine seit 1984 jährliche repräsentative Wiederholungsbefragung der Wohnbevölkerung Deutschlands mit 9.000 bis 23.000 Befragten pro Welle (Schupp/Wagner 2002; Haisken-De New/Frick 2005). In nahezu allen Jahren wurde im SOEP eine Frage zur sportlichen Aktivität gestellt. Aus Gründen der Vergleichbarkeit wurden die Wellen 1985, 1994 und 2005 in die Analyse der Entwicklung der Sportaktivität von Studenten einbezogen. Die Auswertung beschränkte sich auf diejenigen Personen, die zum jeweiligen Befragungszeitpunkt studierten (1985: n=272; 1994: n=329; 2005: n=661). Bei der Auswertung wurden eine Differenzierung nach wöchentlicher (also regelmäßiger) sportlicher Aktivität und monatlicher Sportaktivität sowie eine geschlechtsspezifische Differenzierung vorgenommen.

Die Ergebnisse bestätigen den in der Sportentwicklungsforschung bekannten Periodeneffekt, der besagt, dass unabhängig von infrastrukturellen und ökonomischen Rahmenbedingungen die gesellschaftliche Wertschätzung für Sport ansteigt und automatisch zu höheren Aktivitätsquoten im Laufe der Zeit führt. Die „success-story des Sports“ (Rittner) hält somit an. In Bezug auf die Studierenden gilt, dass zwischen 1985 und 1994 der Anteil wöchentlich aktiver Studierender stark angestiegen ist und seitdem der Anteil sporadisch aktiver sinkt (vgl. Abb. 3). Differenziert nach Geschlechtern (vgl. Abb. 4 und 5) zeigt sich, dass die positive Entwicklung auch hinsichtlich der wöchentlich sportaktiven Studierenden anhält. Der „neutralisierte“ geschlechtsunabhängige Gesamtwert ergibt sich lediglich durch einen gewachsenen Anteil weiblicher Studierender.

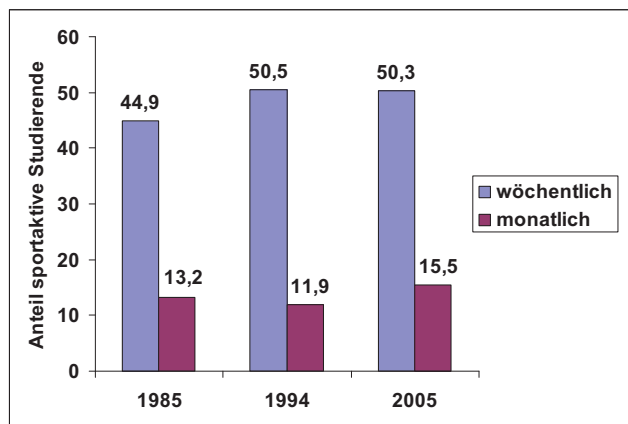


Abbildung 3: Entwicklung des Anteils der sportaktiven Studierenden von 1985 bis 2005 (Quelle: eigene Berechnungen auf Basis des SOEP).

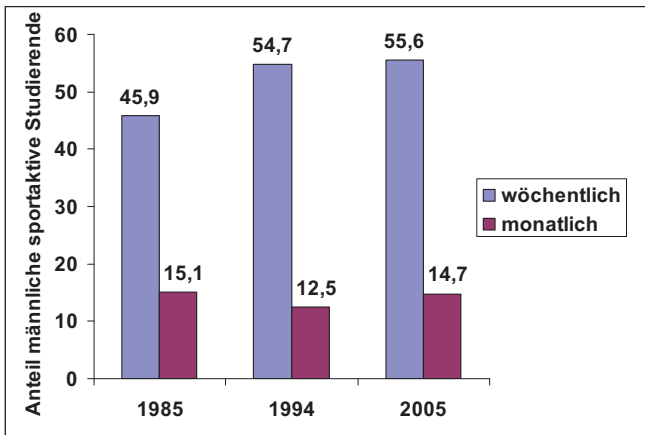


Abbildung 4: Entwicklung des Anteils der männlichen sportaktiven Studierenden von 1985 bis 2005 (Quelle: eigene Berechnungen auf Basis des SOEP).

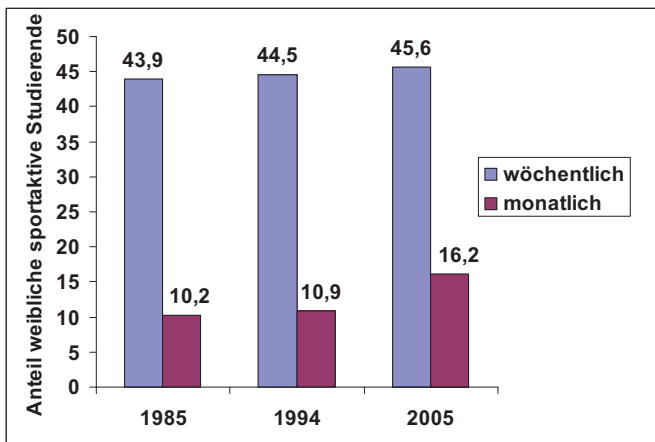


Abbildung 5: Entwicklung des Anteils der weiblichen sportaktiven Studierenden von 1985 bis 2005 (Quelle: eigene Berechnungen auf Basis des SOEP).

Somit gilt die „success-story des Sports“ auch im Hinblick auf Studierende und sie hält an. Folglich besteht für den Hochschulsport ein großes Rekrutierungspotenzial in der Studierendenschaft. Weiter ist zu beachten, dass bei beiden Geschlechtern ein erheblicher Anteil sportlich aktiv ist und somit Rekrutierungspotenzial sowohl bei Männern als auch bei Frauen vorhanden ist. Um diese geschlechtsspezifischen Potenziale zu erschließen, kann es für den Hochschulsport wichtig sein, geschlechtsspezifische Angebote zu machen. In diesem Zusam-

menhang ist zu berücksichtigen, dass Frauen unter Umständen andere Sportartenpräferenzen als Männer aufweisen können.

### **3. Herausforderungen für den Hochschulsport**

#### **3.1 Veränderungen der Hochschulumwelt**

Im Folgenden werden die in Abschnitt 2.2 bereits vorgestellten Veränderungen der Hochschulumwelt aufgegriffen und mit Zahlen bzw. Prognosen unterfüttert sowie weitere Veränderungen der Hochschulumwelt dargestellt und ihre Auswirkungen auf die Nachfrage nach Hochschulsport erörtert.

Wird die Logik der Aggregation fortgeführt, so wird, nach Einschätzungen der Kultusministerkonferenz, vor dem Hintergrund der vielfältigen Veränderungen von einem Anstieg der Studierendenzahlen von 2,0 Mio. in 2007 auf 2,7 Mio. bis 2014 ausgegangen. Postulierte bildungspolitische Ziele wie Studienanfängerquoten von 40 % eines Jahrgangs spielen hierbei in die Prognosen ein. Erfahrungsgemäß greifen die Prognosen der Kultusministerkonferenzen jedoch regelmäßig zu hoch. Ein Grund hierfür könnte darin liegen, dass sich die Studierendenzahlen nicht einfach aus der demografischen Entwicklung ableiten lassen.

Gemäß einer Prognose des Instituts der deutschen Wirtschaft in Köln, welche auf den Daten der Kultusministerkonferenz basiert, ist mit einer regional sehr unterschiedlichen Entwicklung der Studierendenzahlen zu rechnen. Insbesondere den Universitäten im Osten Deutschlands wird ein deutlicher Rückgang der Studienanfängerzahlen vorhergesagt (vgl. Abb. 6).

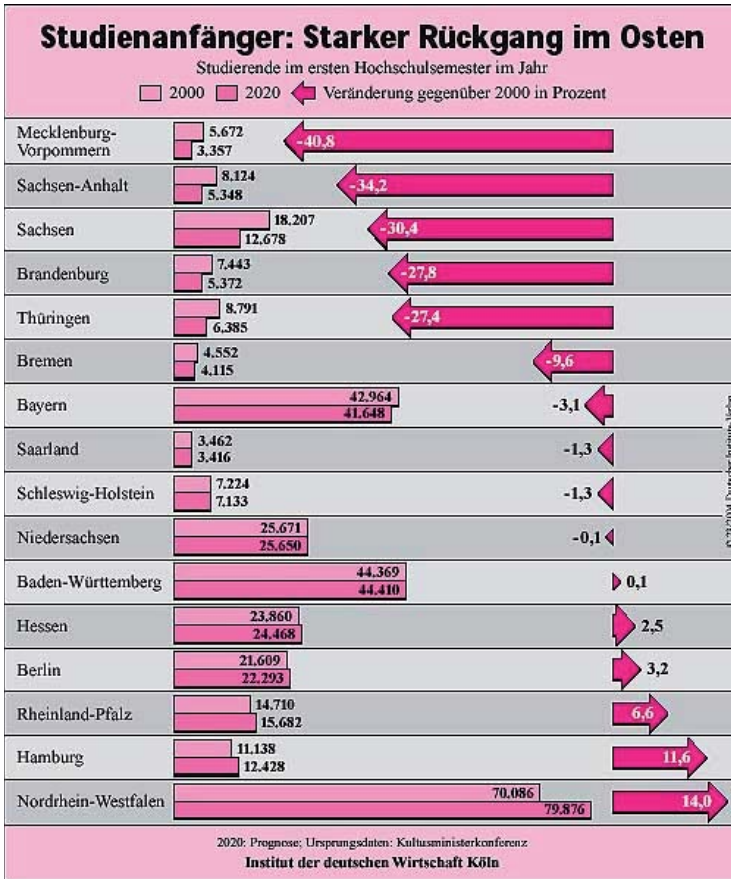


Abbildung 6: Prognostizierte Entwicklung der Studienanfängerzahlen bis zum Jahr 2020 (Quelle: Institut der deutschen Wirtschaft, Köln).

Weitere Veränderungen der Hochschulwelt gehen auf den Hochschulpakt zurück, wonach bis 2010 insgesamt 91.370 zusätzliche Studienanfänger gegenüber 2005 aufzunehmen sind. Vor diesen Hintergründen dürfte durch einen Anstieg der Studierendenzahlen auch die Nachfrage nach Hochschulsport ansteigen bzw. die bereits erwähnten zeitlichen und finanziellen Restriktionen würden dadurch überkompensiert werden.

Im Hinblick auf die Veränderungen der Hochschulwelt sind weitere politische Einflussfaktoren zu berücksichtigen, wie z.B. die Schließung von Studiengängen. Im Falle der Schließung sportwissenschaftlicher Studiengänge würde dies zu einem Sportanlagenproblem des Hochschulsports führen, der gezwungen wäre, auf andere (z.B. kommunale) Sportanlagen zurückzugreifen. Wie die allseits bemerkbaren Profilierungsbemühungen von Hochschulen, die Exzellenzinitiativen, die Zentrenbildung oder die Reduktion sportwissenschaftlicher Einrichtungen auf die Stellung des Hochschulsports wirken, kann gegenwärtig je-

doch nicht hinreichend abgeschätzt werden. Der Hochschulsport wird jedoch tendenziell stärker argumentativ gefordert sein, seine besondere Rolle an der Hochschule zu legitimieren. Dabei kann er insbesondere dann erfolgreich sein, wenn seine argumentative Kommunikation an die Kommunikation der Hochschulentwicklung anschlussfähig ist (z.B. Exzellenz, Gewinnung und Bindung Studierender, Hochschulimage, etc.).

Im Hinblick auf die Struktur der Studierenden ist zukünftig mit wachsenden Anteilen von Migranten zu rechnen. Im Rahmen des SOEP werden auch zielgruppenspezifische Erhebungen durchgeführt, wie der SOEP-Jugendfragebogen im Jahr 2000 (n=1.931), welcher der folgenden Auswertung der sportlichen Aktivität nach Nationalität zugrunde liegt. Den Ergebnissen zufolge scheinen sich Jugendliche mit sonstiger Nationalität (außer deutsch) jedoch im Hinblick auf die Häufigkeit des Sporttreibens und die Wettkampfbeteiligung nicht wesentlich von deutschen Jugendlichen zu unterscheiden. Lediglich bezüglich der ausgeübten Spielsportarten sind deutliche Unterschiede zu erkennen. Im Vergleich zu deutschen Jugendlichen bevorzugen Migranten eher Sportarten wie Fußball und Basketball (vgl. Abb. 7).

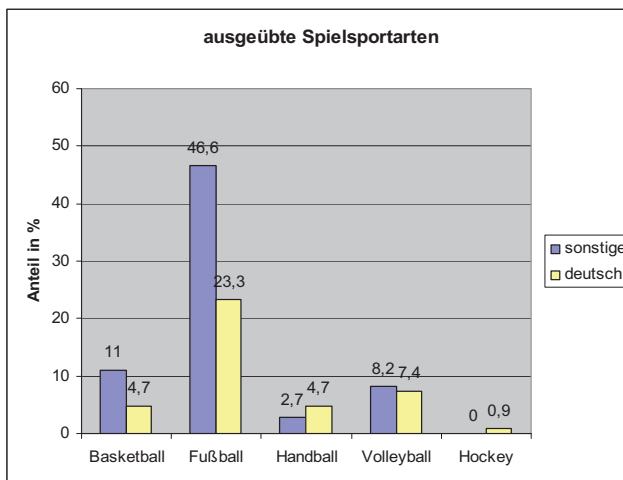


Abbildung 7: Ausgeübte Spielsportarten von Migranten und deutschen Studenten (Quelle: eigene Berechnungen auf Basis des SOEP).

Hinsichtlich der Organisationsformen fällt auf, dass deutsche Jugendliche verstärkt in Sportvereinen (52,9 % zu 45,2%) und kommerziellen Sportanbietern (4,8 % zu 2,7 %) organisiert sind. Im Hinblick auf andere Sportanbieter ist überdies der Aspekt der Konkurrenz für den Hochschulsport zu beachten, worauf im nächsten Abschnitt eingegangen wird.

### 3.2 Konkurrenz durch andere Sportanbieter

Hinsichtlich der Konkurrenz durch andere Sportanbieter sieht sich der Hochschulsport insbesondere Sportvereinen und kommerziellen Sportanbietern gegenüber. Allerdings sind hierbei zwei zeitliche Aspekte zusätzlich zu berücksichtigen.

Zum einen kann der Hochschulsport im Wettbewerb mit anderen Anbietern (kommerzielle Anbieter, Vereine) bestehen und profitieren, wenn er weiterhin besonders flexible und zugleich günstige Sportangebote machen kann und dies entsprechend kommuniziert. Denn die Befunde zur Sportentwicklungsforschung zeigen auch, dass bei knappen Zeitbudgets zeitlich flexible Sportangebote Marktanteile gewinnen.

Zum anderen kann es hierbei hilfreich sein, auch über neue Sportorte nachzudenken. Die knapper werdenden Zeitbudgets der Studierenden werden entlastet, wenn die Entfernung zu den Sporträumen geringer wird.

Das heißt, es gilt in Zeiten knapper Zeitbudgets die Studierenden auf dem Campus bzw. in den Wohnheimen *abzubolen* und verstärkt campusnahe bzw. wohnheimnahe Sportangebote einzurichten. Empirische Befunde über Entfernungsbereitschaften und Raumelastizitäten belegen, dass die Nachfrage nach Sport in hohem Maße auch von der Entfernung zur jeweiligen Sportstätte abhängt (Pawłowski/Breuer/Wicker 2007; Breuer/Wicker 2007).

### 3.3 Zwischenfazit

Als Zwischenfazit ist festzuhalten, dass ohne die erwähnten Veränderungen der Hochschulumwelt die Anzahl sportaktiver Studierender weiter steigen würde. Vor dem Hintergrund dieser Veränderungen ist aus Sicht des Hochschulsports jedoch zu beachten, dass insbesondere die Einführung konsekutiver Studiengänge das Zeitbudget der Studierenden nachhaltig belastet. Überdies könnten die wachsenden Migrantenanteile zu einer Verschiebung der Nachfrage nach Spielsportarten führen. Außerdem belastet die Einführung von Studiengebühren die finanzielle Basis für Sportaktivitäten. Davon könnten allerdings kostengünstige Sportanbieter profitieren. Unklar bleibt die mit den Studiengebühren verbundene Entwicklung der Anspruchshaltung der Studierenden.

## 4. Managementstrategien zur Bewältigung der Herausforderungen

Vor dem Hintergrund der vielfältigen Veränderungen der Hochschule, welche sich auf die Nachfrage nach Hochschulsport auswirken können, stehen dem Hochschulsport verschiedene Möglichkeiten zur Verfügung, sich in Zeiten knapper werdender Geld- und Zeitbudgets der Studierenden als Sportanbieter zu profilieren.



Allen voran ist der Hochschulsport gut beraten, wenn er sich um den Erhalt und die Modernisierung der genutzten Sportanlagen kümmert und somit auch im Falle der Schließung sportwissenschaftlicher Einrichtungen von vorhandenen Anlagenkapazitäten profitieren kann.

Im Hinblick auf die Kommunikation der Institution Hochschulsport ist dieser dazu angehalten, die Köpfe der Hochschulleitung zu erreichen, damit Hochschulsport auch als Tool zur Schaffung von Studierendenzufriedenheit und -identifikation (Alumni-Gedanke) mit der Hochschule verstanden wird.

Bezüglich der konkreten Gestaltung der Sportangebote ist der Hochschulsport gut beraten, zeitlich flexible und wohnheimnahe Angebote für die Studierenden zu offerieren. Überdies bietet es sich eine Ausdifferenzierung der Angebote an, indem beispielsweise spezielle Angebote für Mütter und Väter gemacht werden.

Überdies kann es funktional sein, in die Qualifikation von Übungsleitern oder Trainern zu investieren bzw. entsprechend qualifizierte Personen zu gewinnen. Ergebnissen aus der Sportvereinsforschung zufolge wird die Gesamtzufriedenheit mit dem Sportverein signifikant durch die Zufriedenheit mit dem Trainer bzw. Übungsleiter bestimmt. Auch wirkt sich die Zufriedenheit mit den sanitären Anlagen (z.B. Duschräume) signifikant auf die Gesamtzufriedenheit aus, wohingegen sich beispielsweise die Zufriedenheit mit dem sportlichen Erfolg, dem geselligen Angebot oder der Sportstätte nicht signifikant darauf auswirken (Breuer 2004a).

Aus dem Bereich des Marketings ist bekannt, dass die Größe der Experten-Laien-Differenzen sich auf die Nachfrage nach Sport auswirkt. Damit ist gemeint, dass Sportangebote insbesondere dann nachgefragt werden, wenn der Wissensvorsprung des Experten (Trainers) als besonders groß angesehen wird und die Laien (Sportnachfrager) der Ansicht sind, die entsprechende Sportaktivität nicht ohne (professionelle) Anleitung bewerkstelligen zu können. Folglich hat der Hochschulsport die Möglichkeit, durch einen systematischen Aufbau von Experten-Laien-Differenzen (durch gut ausgebildete Trainer und Übungsleiter) die Nachfrage nach Hochschulsport zu begünstigen und sich entsprechend zu profilieren.

Insgesamt betrachtet kann der Hochschulsport als Vorreiter der Sportentwicklung dienen, indem er es versteht, ein modernes, qualitätsgesichertes und wissenschaftlich fundiertes Sportangebot zu minimalen Preisen bei homogener Zielgruppe anzubieten.

## 5. Fazit

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass die Nachfrage nach Hochschulsport auch in einer sich ändernden Umwelt hoch sein wird. Der Hochschulsport ist jedoch gut beraten, wenn er die Wandlungssignale aus den Systemen Hochschu-

le und Studierende aktiv aufnimmt und sich diesen in seiner Angebots- und Kommunikationspolitik stellt.

### *Literatur*

- Borjas, G.J. (1992): Ethnic Capital and Intergenerational Mobility. *Quarterly Journal of Economics*, 107(1), 123–150.
- Borjas, G.J. (1994): Immigrant Skills and Ethnic Spillovers. *Journal of Population Economics*, 7(2), 99–118.
- Breuer, C. (2004a). Steuerbarkeit von Sportregionen (Reihe Sportsoziologie). Schorndorf: Hofmann.
- Breuer, C. (2004b). Zur Dynamik der Sportnachfrage im Lebenslauf. *Sport und Gesellschaft*, 1(1), 50-72.
- Breuer, C. & Wicker, P. (2007). Sportentwicklung 2007 in der Stadt Stuttgart. Projektbericht. Köln: Deutsche Sporthochschule Köln.
- Bröskamp, B. (1994). Körperliche Fremdheit - Zum Problem der interkulturellen Begegnung im Sport. Sankt Augustin: Academia.
- Bryk, A. S. & Raudenbush, S. W. (1992). Hierarchical linear models. Newbury Park, CA: Sage Publications.
- Esser, H. (1999). Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 1: Situationslogik und Handeln. Frankfurt am Main: Campus.
- Frey, B.S. (1999). Economics as a Science of Human Behaviour. Towards a New Social Science Paradigm. Boston: Kluwer Academic.
- Grossman, M. (1972). On the concept of health capital and the demand for health. *Journal of Political Economy*, 80(1), 223-255.
- Haisken-De New, J.P. & Frick, J.R. (2005). Desktop companion to the German Socio-Economic Panel Study. Berlin: DIW.
- Pawlowski, T., Breuer, C. & Wicker, P. (2007). Time and Space Elasticities of Sports Demand. Paper presented at the EASM Conference from 12.-15.9.2007 in Torino, Italy.
- Schupp, J. & Wagner, G.G. (2002). Maintenance of and Innovation in Long-term Panel Studies. The Case of the German Socio-Economic Panel (GSOEP). *Allgemeines Statistisches Archiv*, 86(2), 163-175.
- Stigler, G.J. & Becker, G.S. (1977). De gustibus non est disputandum. *American Economic Review*, 67, 76-90.
- Todd, S.Y., Crook, T.R. & Barilla, A.G. (2005). Hierarchical Linear Modeling of Multilevel Data. *Journal of Sport Management*, 19, 387-403.

# **Wissensmanagement im (Hochschul-)Sport. Einführende Überlegungen zu einem Gegenwarts- und Zukunftsthema.**

Arne Göring, Veit Hesse

## **Einleitung**

„*Wissen ist Macht*“ – dieser Satz Bacons von Verulam (1561-1626) gilt heute anscheinend mehr denn je. Nicht nur in Wirtschaftszeitschriften wird ‚Wissen‘ als das zurzeit wichtigste Kapital, ja sogar als ‚zentraler Wirtschaftsfaktor‘ oder als ‚eigenständiger Motor für Innovation und Wachstum in der Wirtschaft‘ angesehen. Wissen zeigt sich in den Wirtschaftswissenschaften aktuell als ‚Steuerressource‘ und avanciert in der Soziologie heutzutage sogar zum allumfassenden Gesellschaftsattribut einer vermeintlichen ‚Wissensgesellschaft‘ (vgl. Schüppel 1996, 128; Sunter 1997, 56). Längst haben die damals noch wie Dogmen klingenden Aussagen von Drucker (1969), der den Übergang von der Industrie- zur Wissensgesellschaft postuliert hat, ihren Platz in der Wirklichkeit gefunden. Kurzum: Wissen als Produktionsfaktor, die Aneignung von Wissen sowie der tägliche Umgang mit der Ressource Wissen prägt unsere Gesellschaft zunehmend.

Kaum ein anderer Begriff hat in den letzten Jahren dabei eine so steile Karriere erfahren, wie der Leitbegriff dieser Entwicklung. Längst haben sich die Begriffe des Wissensmanagements und des organisationalen Lernens zu allseits präsenten Schlagwörtern entwickelt, die – wie so häufig - aus dem Wirtschaftsbereich kommend, auf viele andere gesellschaftliche Bereiche übertragen wer-

den. Nicht nur in der öffentlichen Verwaltung oder in Bildungseinrichtungen wie Schulen wird heute das Wissen gemanagt, auch in religiösen Systemen wie den evangelischen Kirchen gehört Wissensmanagement mittlerweile zum Standardrepertoire. Es fragt sich, inwieweit dieser Begriff auch für den Hochschulsport Relevanz besitzt und – wenn ja - wie sich dieser implementieren lässt. Offenbar der Überblick über den Forschungsstand insbesondere in der wirtschaftswissenschaftlichen Literatur eine Vielzahl an relevanten Publikationen, so ist die Anzahl der Arbeiten, die sich auf Wissensmanagement und den organisierten Sport oder den Sport allgemein beziehen, so überschaubar, dass sich sehr schnell die Frage stellt, ob Wissensmanagement und organisationales Lernen für den Sport überhaupt relevante Themenbereiche darstellen.

Der folgende Beitrag will einen Überblick über die Theorie des Wissensmanagements und seine Notwendigkeiten für den Hochschulsport geben. Weiter werden erste Implementierungsansätze für den Hochschulsportbereich vorgestellt, um die Relevanz der Thematik für Gegenwart und Zukunft zu veranschaulichen. Zur Untersuchung dieser Frage gilt es zunächst zu beschreiben, was Wissensmanagement meint. Anschließend wird deduziert, warum Wissensmanagement auch im Hochschulsport ein relevantes Thema darstellt. Schließlich werden Implementierungsoptionen von Wissensmanagement im Hochschulsport auf der Grundlage des derzeitigen Forschungsstandes vorgenommen und diskutiert.

Methodisch orientiert sich dieser Beitrag am derzeitigen Forschungsstand der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Mittels Abduktion wird die Datenlage über das Wirtschaftssystem hinausgehend für den Sportbereich zugänglich gemacht und die abschließenden Implementierungsmöglichkeiten im Sinne einer Zukunftsskizze vorgenommen.

## **Wissensmanagement – was ist das? Ein Überblick über den Forschungsstand**

Grundlegend für das Verständnis und die Entwicklung von Wissensmanagement ist der Wissensbegriff. Definitionen zum Wissensbegriff finden sich in nahezu inflationärem Maße in der Literatur. Ganz allgemein ist Wissen das Kenntnishaften von etwas per Sinneswahrnehmung, per Mitteilung oder durch Lernen ebenso wie die Erkenntnis von etwa als das Kennen von Zusammenhängen, des Wesens und den Gründen von Seiendem (Neuhäusler 1967, 255).

Im Laufe der wissenschaftlichen Auseinandersetzung ist es zu vielfältigen Differenzierungen des Wissensbegriffs gekommen, die den Wissensbegriff in der Regel durch dichotome Annäherungen konkretisieren. Beispielsweise werden apriorisches (von vornherein vorhandenes), aposteriorisches (im Nachhinein erkanntes), apodiktisches (notwendiges) und asetorisches (behauptetes) Wissen unterschieden (vgl. Chott 1999, 307). Im Bezug auf die verschiedenen Arten von Wissen wird in der Literatur aber vor allem zwischen prozeduralem Wissen

(knowing-that) und deklarativem Wissen (knowing-how) sowie zwischen explizitem und implizitem Wissen unterschieden.

Die Unterscheidung in explizites und implizites Wissen ist dabei der wohl am meisten verbreitete Kategorisierungsansatz. Popularisiert wurde dieser Ansatz von Nonaka und Takeuchi (1997, 72 ff.). Dabei stützen sich die beiden japanischen Wirtschaftswissenschaftler auf die Arbeiten von Polanyi (1985, 1997), die zum Teil bereits aus den 50er Jahren stammen und damit schon zu den Klassikern des Wissensmanagements zählen. *Implizites Wissen* ist sehr persönlich und entzieht sich dem formalen Ausdruck, es lässt sich nur schwer mitteilen. Subjektive Ansichten, Ahnungen und Intuitionen fallen in diese Wissenskategorie. Es ist in den Handlungen und Erfahrungen eines Individuums verankert. Einige Autoren (vgl. u.a. Zahn 1998, 43) bezeichnen das implizite Wissen auch als verborgenes Wissen. Im Gegensatz zum impliziten Wissen lässt sich *explizites Wissen* mühelos in Worten und Zahlen ausdrücken und nahezu problemlos mit Hilfe von Daten, Formeln oder festgelegten Verfahrensweisen mitteilen (vgl. Schreyögg 2001, 8)<sup>1</sup>.

*Deklaratives Wissen* bezeichnet Faktenwissen oder auch konzeptionelles Wissen und meint letztlich statisches Wissen über Fakten, Begriffe, Prinzipien und Sachverhalte. Es verkörpert Kenntnisse über die Realität und hält feststehende Tatsachen, Gesetzmäßigkeiten sowie bestimmte Sachverhalte fest (vgl. Sanchez 1997, 174ff.). Das *prozedurale Wissen* hingegen ist dynamisch und beschreibt die Fähigkeiten Probleme zu lösen und somit Handlungen, die das selbstständige Entwickeln von Wissen fördern. Es hält dauerhafte Vorgehensweisen oder Strategien fest (vgl. Bick 2004, 30f.; Haun 2002, 100). Darüber hinaus werden unter strategischem Wissen oftmals jene routinisierten Fertigkeiten verstanden, die für Prozesse und erfolgreiches Handeln gebraucht werden.

Um eine operationalisierbare Beschreibung des Wissensbegriffs zu erhalten reichen diese Differenzierungen aber kaum aus. Erst durch die Kontextualisierung des Wissensbegriffs - so die Theorie - lässt sich eine brauchbare Kategorie entwickeln. Eine sehr praktikable und einfach nachzuvollziehende, wenn auch nicht abschließende Lösung für die Abgrenzung gibt die von North (1999, 41ff.) entwickelte ‚Wissenstreppe‘: Zeichen (z.B. Ziffern und Buchstaben, die einem Alphabet zugeordnet sind) werden demnach über Sprachregeln (Syntax) zu Daten (vgl. Krcmar 2000, 11ff.). Daten müssen also in irgendeiner Form codiert sein, um existent zu werden (vgl. Davenport/Prusak 1999, 28). Erstaunlicherweise sind für den Menschen intelligible<sup>2</sup> Möglichkeiten der Codierung beschränkt auf Zahlen, Sprache oder Texte und Bilder (vgl. Willke 2005, 117). Damit sind Daten symbolische Repräsentationen von Sachverhalten, z.B.: 08.00 Uhr, 1 km (North 1999, 41ff.). Daten sind so gesehen ein Rohstoff, der für sich gesehen wenig kostet aber auch wenig wert ist.

---

<sup>1</sup> Einige Autoren (vgl. u.a. Uit Beijerse 1999, 92) verbildlichen die beiden Wissenstypen durch einen Eisberg. Das explizite Wissen stellt dabei die Spitze des Eisbergs dar, also den aus dem Wasser herausragenden, weitaus kleineren Teil des Eisbergs. Der deutlich größere Teil des Eisbergs liegt jedoch unter Wasser und die Dimension ist nur mit großer Mühe zu schätzen.

<sup>2</sup> nur verstandesmäßig begreifbar, nicht sinnlich erfahrbar

Wird ein Datum jedoch aufgewertet, das heißt, wird ihm ein Bedeutungsgehalt (Relevanzkriterium) zugewiesen, wird es zu einer Information (vgl. North 1999, 41ff., Schindler 2000, 33). Wichtig dabei ist jedoch, in welchem Kontext aus Relevanz diese Daten eingebunden wurden, da fast alle Daten in jedem System unterschiedlich interpretiert werden (vgl. Willke 2005, 117). Hinter den oben gegebenen Daten könnte sich also folgende Information verbergen: Um 08.00 Uhr muss ich in der Bibliothek sein, ich muss 1 km weit fahren. Wenn also Informationen zwischen Systemen ausgetauscht werden sollen, müssen die austauschenden Systeme dieselben Referenzkriterien besitzen und benutzen.

Um aus Informationen letztendlich Wissen zu generieren, müssen die Informationen in einen zweiten Kontext eingebunden werden. Dieser zweite Kontext besteht jedoch nicht aus Relevanzkriterien (wie der erste), sondern beruht auf bedeutsamen Erfahrungsmustern (vgl. Willke 2005, 118). Dadurch ist „Wissen eine persönliche Fähigkeit, durch die ein Individuum eine bestimmte Aufgabe ausführen kann“ (Weggemann 1999, 39). Auf unser Beispiel bezogen könnte sich folgender Sachverhalt ergeben: Wenn ich um 08.00 Uhr in der Bibliothek sein und 1 km weit fahren muss, sollte ich wegen des Berufsverkehrs um 07.30 Uhr losfahren, um pünktlich zu sein. Es kann somit konstatiert werden: „Wissen stützt sich auf Daten und Informationen, ist jedoch im Gegensatz zu diesen immer an Personen gebunden“ (Probst/Romhardt 1997, 6) oder vereinfacht, „[...] knowledge is something more than information“ (Uit Beijerse 1999, 99). Der Mensch – soviel kann an dieser Stelle zusammengefasst werden – steht als Träger von Daten, Informationen und Wissen im expliziten Fokus der Wissensforschung. Er ist verantwortlich für das Finden, Verarbeiten und Anwenden von Daten und Informationen.

Wie aber wird dieses Wissen konkret verarbeitet? Hier hilft der Blick in allgemeine Lerntheorien, die - je nach wissenschaftlichem Paradigma - davon ausgehen, dass Wissen entweder *intrapersonal* oder in *sozialen* Prozessen entstehen kann. Da die auf der individuellen Ebene stattfindenden Verarbeitungsmechanismen von emotionalen Einflüssen und sozialkulturellen Einstellungen geprägt sind, lässt sich eine strikte Trennung nur strukturell vornehmen. Damit wird deutlich, dass auf beiden Ebenen, sowohl auf der intrapersonellen als auch auf der sozialen, Wissen entstehen kann und individuelle Voraussetzungen und Strukturen zusammen mit interaktiven und kooperativen Einflüssen wichtige Stellgrößen der Wissensentstehung darstellen. Zusammengefasst lässt sich in Bezug auf den Wissensbegriff feststellen, dass der Umgang mit Wissen (Wissensmanagement) sowohl auf der individuellen als auch auf der sozialen Ebene stattfindet, wobei sich letztere in *Gruppen* und *Institutionen* aufgliedern lässt.

Auf der personalen Ebene zielt Wissensmanagement auf individuelle Kompetenzen wie die im Rahmen des Diskurses um Schlüsselqualifikationen vieldiskutierten Methoden- oder Medienkompetenzen. Dabei geht es nicht nur um den Umgang mit modernen Technologien wie dem Internet sondern auch den Umgang mit Wissen, das außerhalb des menschlichen Bewusstseins liegt. Auf der Gruppenebene meint Wissensmanagement eine Form des ‚kollektiven Gedächtnisses‘, welches durch Austausch und Partizipation von Wissen entsteht. Durch

Kommunikation und Kooperation auf der Gruppenebene wird ein Wissensspeicher angelegt und entwickelt, der das Gruppenwissen auch außerhalb der in der Gruppe handelnden Personen verfügbar macht. Als Ergebnis- oder Aktivitätsdokumentation kann es in technisch unterschiedlichen Formen vorliegen und als externer Wissensspeicher von anderen genutzt werden. Auf der institutionellen Ebene spielen insbesondere strukturelle Rahmenbedingungen des Wissensmanagements eine besondere Bedeutung. Hier geht es um die Organisation und Architektur, die technischen Voraussetzungen und Interaktionsprozesse einer Institution, die einen bewussten, gezielten und nachhaltigen Umgang mit Wissen innerhalb möglich macht (vgl. Chott 1999).

Konkret ausgedrückt umfasst Wissensmanagement auf allen Ebenen ein vielfältiges Bündel an Aufgaben:

- Informationen finden, aufnehmen, verarbeiten, reflektieren, bewerten;
- Informationen in Kontexte einbetten, mit Bedeutung versehen und aus Informationen Wissen konstruieren;
- Wissensinhalte in einem kollektiven Gedächtnis speichern;
- Wissensinhalte an andere weitergeben, vermitteln, verteilen;
- Wissensinhalte mit anderen kooperativ austauschen und gegenseitig ergänzen;
- Wissen anwenden und in Handeln umsetzen;
- Wissensbasiertes Handeln bewerten;
- Wissenspflege betreiben (Aktualisieren, Eliminieren, Strukturieren);
- neues Wissen gemeinsam kreativ entwickeln;
- Wissen transferieren (vgl. Reinmann-Rothmeier/Mandl 1997).

Stark vereinfacht ausgedrückt beinhaltet Wissensmanagement also Wissensproduktion, -reproduktion, -verwertung und -logistik auf individuellen und sozialen Ebenen. Mit Wissensmanagement wird also eine gezielte und nachhaltige Nutzung von Wissen intendiert, die über die reinen methodischen und technologischen Aspekte der Wissensverarbeitung eine Grundhaltung – im Sinne eines bewussten und elaborierten Umgangs mit der Ressource Wissen – beinhaltet (Chott 1999).

## **Anwendungsorientierte Wissensmanagementmodelle**

In den letzten Jahren wurden viele verschiedene Wissensmanagementkonzepte und theoretische Ansätze zur Umsetzung des komplexen Themenbereichs entwickelt<sup>3</sup>. Die Konzepte beschreiben Prozesse, die die Entstehung und den Transfer von Wissen in Organisationen darlegen. An dieser Stelle werden zwei der bekanntesten Modelle vorgestellt, um dem Anspruch einer anwendungsorientierten Forschung nachzukommen.

---

<sup>3</sup> Unter anderem sind hier zu nennen das Wissensmarktkonzept (vgl. North 2002) und das Münchner Modell (vgl. Reinmann-Rothmeier 2001). Weitere Modelle siehe North (2002, 187ff).

## Die Wissensspirale nach Nonaka und Takeuchi<sup>4</sup>

Die ‚Wissensspirale‘ als Managementansatz im Unternehmen ist die grafische Beschreibung, wie der komplexe Prozess der Wissensbeschaffung und Wissensverarbeitung in Organisationen und Institutionen zu Innovationen führen kann. Nonaka/Takeuchi haben dabei auf Basis von vier Arten des Wissenstransfers, welche sie als ‚Motor der gesamten Wissensschaffung‘ bezeichnen, das Modell der Wissensspirale zur Schaffung von Wissen entworfen.

Entwicklungsmedium des neuen Wissens ist hierbei das einzelne Individuum und seine persönliche Wissensbasis, auf die die Organisation zurückgreifen muss, um einen nachhaltigen Prozess der Wissensgenerierung zu gestalten. Im Verfahren der Wissensschaffung eignet sich ein Individuum im Rahmen der Sozialisation zunächst implizites Wissen an. Danach wird dieses implizite Wissen durch Externalisierung, z.B. durch Interaktion mit anderen, artikuliert. Es handelt sich dabei meist um einen Erfahrungsaustausch, der nonverbal vollzogen wird, durch Nachahmung und Übung. Dieses neu geschaffene Wissen wird nun im Wege der Kombination mit anderem externen Wissen zusammengeführt. Die daraus abgeleiteten und z.B. in einem Handbuch veröffentlichten Erkenntnisse werden wiederum von weiteren Personen durch „Learning-by-doing“ internalisiert. Internalisierung meint dabei die Verinnerlichung von explizitem zu implizitem Wissen durch praktische Erfahrungen und Versuche. An dieser Stelle ist der Einsatz der Informations- und Kommunikationstechnologien beschrieben.

Dieser Spiralprozess erfasst im Laufe der Zeit also immer mehr Interaktionsgemeinschaften und durchdringt so nach und nach das Unternehmen. Durch das ständige Durchlaufen der vier Übertragungsarten und der damit einhergehenden kontinuierlichen Interaktion zwischen den Individuen sowie der lernenden Organisation nimmt der gesamte Wissensbestand des Unternehmens immer weiter zu.

---

<sup>4</sup> Die nachfolgenden Ausführungen beschränken sich alle auf Nonaka/Takeuchi 1997 und Nonaka et al. 2000. Auf explizite Quellenverweise wird deshalb an dieser Stelle verzichtet.



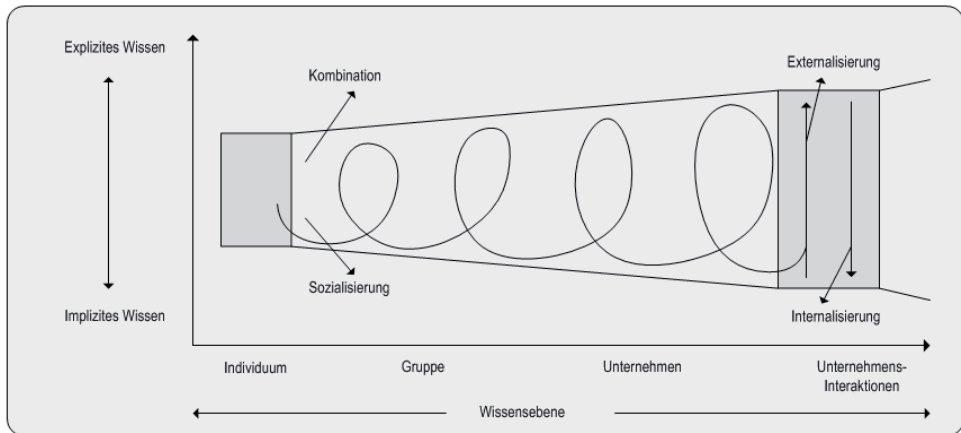


Abbildung 1: Spirale der Wissensschaffung im Unternehmen (Nonaka/Takeuchi 1997, 87)

Die erreichten Resultate werden nach jedem Teilziel kritisch betrachtet und korrigiert bzw. verbessert, so dass man mit perfektionierten Zielvorgaben die Arbeit der nächsten Teilphase aufnehmen kann. Das bedeutet, dass die vier Formen der Wissensumwandlung abgearbeitet werden, das Erreichte in Worte gefasst und reflektiert werden muss. Ziel ist es, das Wissen eines Individuums in für die Organisation wertvolles kollektives Wissen umzuwandeln.

Das von Nonaka und Takeuchi Mitte der 90er Jahre entwickelte Modell ist das wohl am meisten diskutierte und zitierte. Aufbauend auf diesem Modell sind viele weitere Erklärungsansätze entstanden. Dabei sind jedoch die Dichotomien (implizit/explicit und individuell/kollektiv) nicht unstrittig (vgl. Schreyögg/Geiger 2004). Einer der größten Kritikpunkte besteht gerade darin, dass die Autoren den Begriff des impliziten Wissens falsch interpretiert haben. Aufbauend auf dieser Fehlinterpretation konstatieren Schreyögg/Geiger, dass es unmöglich ist, implizites in explizites Wissen umzuwandeln. Als Lösung sehen die Autoren den Ansatz, dass neben das Wissensmanagement ein Skill-Management treten muss, welches die Verbreitung des Könnens unterstützen soll. Kritisch gesehen wird ebenfalls die Tatsache, dass für dieses Modell gerade eine anwendungsorientierte Theorie fehlt. So wird nicht klar, wie die verschiedenen Schritte ablaufen sollen. Darüber hinaus wird nicht auf eine Theorie des Lernens eingegangen (vgl. Nooteboom 2000, 44).

### Das Bausteinmodell nach Probst, Raub und Rombart<sup>5</sup>

Das von Probst, Raub und Rombart begründete Modell der Bausteine des Wissensmanagements ist das wohl populärste Konzept im deutschsprachigen Raum. Die Bausteine stellen eine Konzeptualisierung von Aktivitäten dar, die unmittel-

<sup>5</sup> Die nachfolgenden Ausführungen beschränken sich alle auf Probst et al. 1999, 2006. Auf explizite Quellenverweise wird deshalb an dieser Stelle verzichtet.

bar wissensbezogen sind und dabei keiner anderen externen Logik folgen. Wissensmanagement soll sich dabei an einem simplen Kreislaufmodell orientieren. So bildet jeder Baustein jeweils Teilaspekte des Wissensmanagements ab. Zusammen ergeben die Bausteine einen umfassenden Ansatz zur Realisierung des Wissensmanagements, der allgemein als fruchtbar betrachtet wird (vgl. Lehner 2006, 44).

Das Bausteinmodell (Abbildung 2) ist in zwei Kreisläufe zu unterteilen. Der äußere Kreislauf stellt mit den Elementen Zielsetzung, Umsetzung und Bewertung einen klassischen Managementprozess<sup>6</sup> dar und verdeutlicht den Gehalt der strategischen Aspekte und die Bedeutung eindeutiger und konkreter Zielsetzungen. Außerdem wird dem Punkt der Messung (Bewertung) ausreichend Rechnung getragen. Der innere Kreislauf setzt sich aus den Bausteinen Wissensidentifikation<sup>7</sup>, Wissenserwerb, Wissensentwicklung, Wissens(ver-)teilung, Wissensnutzung und Wissensbewahrung zusammen.

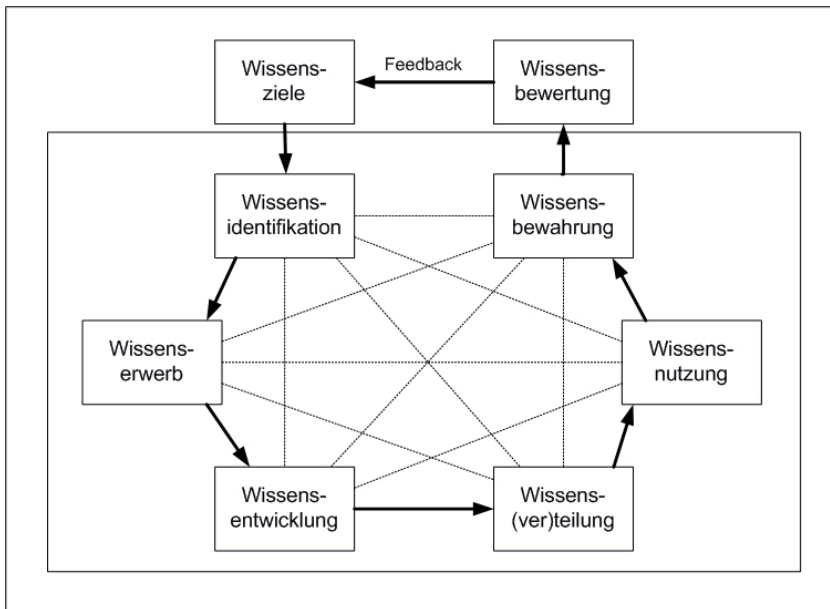


Abbildung 2: Bausteine des Wissensmanagements (Probst et al. 2006, 32)

Viele Wissensprobleme entstehen vor allem deshalb, weil ein Baustein vernachlässigt und der innere Kreislauf nicht eingehalten wird. Grundsätzlich kann man mit jedem Baustein beginnen, weshalb das Modell auch für die Neueinführung von Wissensmanagement in einer Organisation geeignet erscheint. Es wurde in einem Forum für organisationales Lernen entwickelt, so dass viele Forderungen von Firmen und ihre praktischen Erfahrungen implementiert werden konnten.

<sup>6</sup> Der klassische Managementprozess wird in die Schritte Planung, Realisierung und Kontrolle geteilt.

<sup>7</sup> Dieser Baustein wird teilweise auch als Wissenstransparenz beschrieben (vgl. Lehner 2006, 44).

Sowohl die operativen als auch die strategischen Interessen wurden diesbezüglich abgedeckt. Da das Modell auch für den organisierten Sport eine tragfähige Reichweite besitzt, werden die wesentlichen Bausteine hier kurz zusammenfassend vorgestellt:

Unter *Wissensziele* werden Maßnahmen und Aktivitäten verstanden, die dem Management eine Richtung geben. Sie legen fest, auf welchen Ebenen welche Ziele erreicht werden sollen, das heißt, welches Wissen wo aufgebaut werden soll. Es wird eine Wissensmanagementvision entwickelt, welche die Voraussetzung für effektives Wissensmanagement ist. Dabei werden operative<sup>8</sup>, strategische<sup>9</sup> und normative<sup>10</sup> Ziele festgelegt. Die *Wissensidentifikation* umfasst die Identifizierung des intern und extern bereits vorhandenen Wissens und Könnens. Da die Unternehmen immer seltener in der Lage sind, das für den Unternehmenserfolg notwendige Wissen selbst zu entwickeln, muss Wissen im Rahmen des *Wissenserwerbs* auf verschiedenen Wegen aus externen Quellen erworben werden. So müssen die Unternehmen Beschaffungsstrategien entwickeln, um an neues Wissen zu gelangen. Dabei kann grundsätzlich zwischen Wissensprodukten (z.B. CDs), Human Resources (z.B. Experten, Kunden oder Partnern) oder der Übernahme von innovativen Unternehmen unterschieden werden. Um die Unternehmensziele weiter verfolgen zu können, steht im Mittelpunkt der *Wissensentwicklung* der Aufbau neuer Fähigkeiten, Ideen und Prozesse im Unternehmen selbst. Das Unternehmen will sich in diesem Stadium konkret um die Entwicklung bisher intern noch nicht bestehender Fähigkeiten bemühen. Dazu bedarf es der Kreativität der Mitarbeiter bei neuen Problemlösungsstrategien. Diese sollte vor allem durch Kommunikation, Interaktion, Transparenz und Integration individueller Wissenskomponenten geschaffen werden. Solche Prozesse können durch das Gründen von Lernarenen, internen Kompetenzzentren oder Lessons Learned<sup>11</sup> gefördert werden. Die unter der *Wissens(-ver)teilung* subsumierten Prozesse stellen den Kern des Managementprozesses dar. Hier werden die Erfahrungen Einzelner und individuell vorhandene Informationen für die Organisation nützlich gemacht. Dabei muss jedoch beachtet werden, dass nicht jeder Mitarbeiter jede Information benötigt. Die Verbreitung des Wissens muss vielmehr den ökonomischen Prinzipien der Arbeitsteilung folgen. Wichtige Instrumente stellen dazu z.B. Groupwaresysteme<sup>12</sup> dar. Bei der so genannten *Wissensnutzung* steht der Gebrauch der organisationalen Wissensbasis im Vordergrund. Nur in der Organisation genutztes Wissen ist wertvolles Wissen. Das Wissensmanagement muss sicherstellen, dass vorhandenes Wissen nach erfolgreicher Identifika-

<sup>8</sup> Auf der operativen Zielebene steht die Umsetzung der strategischen Ziele im Mittelpunkt. So sind auf der operativen Ebene die Gestaltung der täglichen Abläufe und Aktivitäten maßgeblich.

<sup>9</sup> Die strategische Zielebene beschäftigt sich mit Zielsetzungen für langfristige Programme, die der Erreichung von Unternehmenszielen dienen.

<sup>10</sup> Normative Wissensziele betreffen die Schaffung einer wissensbewussten Unternehmenskultur.

<sup>11</sup> Darunter ist der Prozess der Selbstreflexion nach Abschluss eines Projekts zu verstehen. In vielen Fällen wird den Projektmitarbeitern dadurch bewusst, wo Verbesserungen in der Projektarbeit vorzunehmen sind. Diese Selbsteinschätzungen werden dann anderen Unternehmensmitgliedern vorgestellt, so dass diese daraus lernen können (vgl. Kilian et al. 2006, 148f.).

<sup>12</sup> Unter Groupware-Systemen versteht man gewöhnlich Systeme, die das Arbeiten in Teams einfacher gestalten.

tion und Verteilung genutzt wird. Der Mensch hält jedoch gerne an seinen Routinen fest und nutzt ungern das Wissen Fremder. Aufgabe des Wissensmanagements ist es deshalb, dass neue Wissensbasen konsequent genutzt werden. Ist dies nicht der Fall, verlieren die Wissensbasen schnell an Bedeutung und das Erreichen der strategischen Ziele gerät in Gefahr. *Wissensbewahrung* meint den Prozess der Speicherung und Organisation von Wissensprofilen. Aufgabe ist es nun, die Daten nach Relevanz zu selektieren, zu speichern und bei Neuerungen zu aktualisieren.

Die *Wissensbewertung* der organisationalen Wissensbasis stellt die größten Schwierigkeiten, sowohl im Bausteinmodell als auch im Wissensmanagement allgemein, dar. Um nachvollziehen zu können, ob die Anstrengungen des Managements Früchte getragen haben, ist dieser Punkt jedoch unumgänglich. Möglichkeiten zur Wissensbewertung bietet unter anderem die Balanced Scorecard<sup>13</sup>.

Probst et al. erheben mit ihrem Bausteinmodell nicht den Anspruch theoriebildend zu sein. Vielmehr verknüpfen die Autoren mit dem Modell die Intention, ein pragmatisches und einfach nutzbares Konzept für die Praxis zu schaffen, in dem ein Gesamtmodell des Wissensmanagements abgebildet ist. So gleicht das Konzept eher einer Checkliste zur Einführung von Wissensmanagement in Organisationen. Bullinger et al. (1998) halten ferner fest, dass „die Definition von Bausteinen des Wissensmanagements [...] mehrere Vorteile [hat]: Sie strukturiert den Managementprozess in logische Phasen, sie bietet Ansätze für Interventionen und sie liefert ein erprobtes Raster für die Ursache von Wissensproblemen“ (ebd., 24).

## **Braucht der Sport ein Wissensmanagement? Notwendigkeiten einer wissensbasierten Steuerung im (Hochschul-) Sport**

Bereits 1987 hat Digel (436) festgestellt, dass sich der organisierte Sport in der Zukunft verstärkt „[...] dem Ideen- und Innovationswettbewerb mit kommerziellen Sport- und Gesundheitsanbietern stellen muss“. Breuer (2005) spricht in diesem Zusammenhang von der „Notwendigkeit einer stärker wissensbasierten Steuerung“ (ebd., 33), um auf die Veränderungen der Umwelt reagieren zu können. Und auch Wadsack (2006b, 71) führt die Probleme in Sportbetrieben allgemein „auf das Führungshandeln zurück [...] und den damit verbundenen Informations-, Bewertungs- und Auswahlprozessen“ sowie eine nur unzureichend entwickelte Wissensbasis.

Die Frage, ob das Sportsystem im Allgemeinen und seine unterschiedlichen Organisationsformen in Deutschland überhaupt Wissensmanagementkonzepte benötigen, kann nur in einem systemischen Analyserahmen beantwortet werden.

<sup>13</sup>Die Balanced Scorecard „... ist ein Konzept zur Messung der Aktivitäten einer Organisation im Hinblick auf ihre Vision und Strategien, um den Führungskräften einen umfassenden Überblick über die Leistungsfähigkeit und Effektivität des Unternehmens zu bieten“ (www.Wikipedia.de, Zugriff am: 13.11.2007, Stichwort: Balanced Scorecard).

Sportorganisationen müssen sich, wie jede andere Organisation auch, den Umweltgegebenheiten anpassen und auf externe Einflüsse sowie interne Entwicklungen reagieren. Um das Überleben von Organisation im Sport zu gewährleisten, müssen sie also mit der Veränderungsgeschwindigkeit der Umwelt Schritt halten (vgl. Breuer 2005, 35).

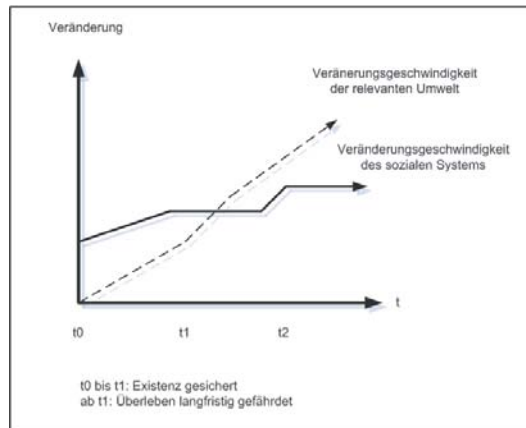


Abbildung 1: Existenzfähigkeit sozialer Systeme in Abhängigkeit von der eigenen und der externen Veränderungsgeschwindigkeit (Breuer 2005, 35).

Welche Art von Problemen und Systemveränderungen sind für den deutschen Sport aber überhaupt existent? In der neueren Literatur hat sich vor allem Breuer (2005, 2007) mit dieser Fragestellung beschäftigt. In den diesbezüglichen Beiträgen verfolgt er einen sehr pragmatischen Ansatz. Im Rahmen der Konzeptionierung einer Sportberichtsverhaltensberatung für das Land Nordrhein-Westfalen identifiziert der Autor sieben zentrale Veränderungen im Sport, die durch „turbulente Systemumwelten“ entstehen (vgl. Breuer 2005). Da die Relevanz dieser systemischen Entwicklungstendenzen über den Vereinssport hinausweisen, offeriert eine Auseinandersetzung auch für den Hochschulsport fruchtbare Anschlussleistungen<sup>14</sup>:

*Veränderte Nachfrage nach Sport und Bewegung:* Die Nachfrage nach Sport und Bewegung hat sich in den letzten Jahren deutlich geändert. Der Wunsch nach offenen und unverbindlichen Sportangeboten verdrängt immer mehr die traditionellen Formen der Sportnachfrage, die zumeist in einer Wettkampflogik bestehen. Diese Entwicklung ist vor allem in Zusammenhang mit dem immer größeren Bedürfnis von Individualisierung in der Gesellschaft zu sehen. Das herkömmliche Pyramidenmodell des DOSB wird dadurch zunehmend zerstört. Der Gesundheits- und Fitnesssport sowie der Erlebnis- und Funnsport nehmen einen immer größer werdenden Stellenwert in der Sportgesellschaft ein.

<sup>14</sup> Soweit im Folgenden keine weiteren Literaturangaben gegeben werden, beziehen sich die Ausführungen auf Breuer (2005, 16-32) sowie die dort angegebene Literatur.

*Abkopplung des Wachstums der Sportnachfrage vom Wachstum des organisierten Sports:* Der organisierte Sport hat zunehmend mit Mitgliederrückgängen bzw. -stagnationen zu kämpfen (vgl. Wopp 2006; Hirsch/Hollmann 2006, 4ff.). Zwar nimmt der Anteil der Sporttreibenden jährlich zu, jedoch profitieren die Sportorganisationen – und damit Verbände davon nur zu einem geringen Teil bzw. gar nicht. Insbesondere die kommerziellen Sportanbieter wie Fitnessstudios oder Soccerhallen sind die Nutznießer dieser Entwicklung. Diese Transformation der Sportlandschaft zieht einen Macht- und Einflussverlust mit sich, der sich letztlich in Legitimationskrisen<sup>15</sup> niederschlagen könnte, wodurch es zu Problemen bei der Erschließung finanzieller Ressourcen käme. Aus wirtschafts- und evolutionstheoretischer Sicht sind diese Folgen unproblematisch: Die Organisation, die sich am Besten den wechselnden Anforderungen anpasst, überlebt. Größere Sorgen treten jedoch aus sportpolitischer und gemeinwohlorientierter Betrachtung auf, da der organisierte Sport (non-profit) eine Vielzahl von Vorteilen gegenüber dem informellen Sport (for-profit) bietet<sup>16</sup>.

*Demografische Entwicklung:* Die Tendenzen der demografischen Entwicklung sind bekannt: Die deutsche Bevölkerung wird immer älter (vgl. auch Heinemann 1986b, 9; Schwier 1988, 10; Thiel 1997, 56f.; Thöni 2006, 9). Die Anzahl der schulpflichtigen Kinder nahm von 1991 bis 2000 um 2,4% ab. Zu Problemen kommt es diesbezüglich vor allem in den neuen Bundesländern, die mit erheblichen Abwanderungswellen zu kämpfen haben (vgl. Pergande 2006; Heckmann 2006). Weiterhin kommt es dadurch zu einem verlängerten und veränderten Sporttreiben (vgl. Allmer 2002).

*Probleme des Ehrenamts:* Die Einstellung zum Ehrenamt ändert sich durch die vielfach angesprochenen Individualisierungsprozesse im Sport. Dabei steht jedoch nicht die Bereitschaft des ehrenamtlichen Engagements infrage, sondern die Art und Dauer der Beteiligung (vgl. auch Frieling in dieser Publikation). Dadurch entstehen erhebliche wirtschaftliche Probleme für die Vereine, da die ehrenamtliche Arbeit in Non-Profit Organisationen eine der wichtigsten Ressourcen darstellt.

*Veränderte Rolle von Sport in der Politik und gewachsene Notwendigkeit der Dokumentation seiner „Wohlfahrtsproduktion“:* Bis vor wenigen Jahren konnte die Beziehung von Sport und Politik relativ plakativ daran deutlich gemacht werden, dass Politik und Behörden keine größeren Gestaltungsinteressen in Sachen Sport hegten. Diese Diskussion hat sich jedoch stark gewandelt. An dieser Stelle ist vor allem auf den Wandel in der Gesundheitspolitik und die Diskussionen rund um den Schulsport zu verweisen.

*Neue staatliche und kommunale Steuerungsmodelle:* Immer kleinere öffentliche Budgets zeigen ihre Wirkung auch im Sport. Dem organisierten Sport werden zunehmend Aufgaben zugetragen, die ursprünglich in das Aufgabenfeld der öf-

---

<sup>15</sup> Vgl. dazu Abschnitt 6.4.6.

<sup>16</sup> Zur detaillierteren Betrachtung dieser Vorteile vgl. Breuer/Thiel (2001, 24) und Breuer (2005, 19) sowie die dort angegebene Literatur.

fentlichen Sportverwaltung fielen. Die neuen Steuerungsmodelle weisen dabei vier Gemeinsamkeiten auf:

- (a) nachlassende Kraft des Staates als Wohlfahrtsstaat,
- (b) Neujustierung des Verhältnisses zwischen Staat, Markt und organisiertem Sport,
- (c) Bedeutung der Selbstorganisation und
- (d) das Fordern neuer gesellschaftlicher Leitbilder und Steuerungsformen.

*Probleme der „Passung“ neuer Sporträume und Sportanlagen:* Ein Punkt der Übernahme staatlicher Aufgaben liegt in der Planung und Anpassung neuer Sporträume und Sportanlagen. Hier treten zwei Probleme auf: Zum einen wurden die Sportanlagen lange Zeit vernachlässigt und zum anderen müssen die Sportanlagen an die veränderte Nachfrage angepasst werden (vgl. auch: Wadsack 2006a, 60).

Zugegeben: Die hier thematisierten Problem- und Legitimationsbereiche des organisierten Sports, die sich vornehmlich auf die Vereinsarbeit beziehen, treffen den Hochschulsport in Deutschland nicht in vollem Maße. Während insbesondere die Abkopplung des Wachstums der Sportnachfrage vom Wachstum des organisierten Sports im Hochschulsport nur bedingt nachzuweisen sein wird, ist der Hochschulsport nachhaltig von anderen Transformationsprozessen wie z.B. den Passungsproblemen der Sporträume betroffen. Es kommt hinzu, dass die Reformpolitik im Bereich der Hochschulen zu zusätzlichen Systemturbulenzen geführt hat und auch weiterhin führen wird; ein zunehmender Veränderungsdruck ist deshalb auch für den Hochschulsport in Deutschland zu prognostizieren. Eine Anpassung an die Systemumwelten – soviel ist nach den Ausführungen deutlich – kann nur auf einer soliden Wissensbasis und im Austausch aller relevanten Wissensbereiche erfolgen. Wissensmanagement stellt also einen relevanten Steuerungsansatz zur systematischen Weiterentwicklung von (Hochschul-) Sportorganisationen dar.

## **Implementierung von Wissensmanagement – Überlegungen für den Hochschulsport in Deutschland**

Die wissenschaftliche Reflexion zur Theorie des Wissensmanagements bietet einen heuristischen Rahmen für anwendungsorientierte Forschung und operative Umsetzungen. Nun ist es an der Zeit zu überlegen, wie diese theoretischen Konzepte auf den (Hochschul-) Sport übertragen werden können. Eine Diskussion über die Legitimierung eines eigenen Sportmanagementansatzes kann an dieser Stelle unterbleiben. Weder Wissensmanagement noch organisationales Lernen sind lediglich für Wirtschaftsunternehmen gedacht. Zweifelsfrei orientieren sich die meisten der Instrumente, welche im Wissensmanagement und organisationalen Lernen entwickelt wurden, an Wirtschaftsorganisationen. Hier müssen die Kundenwünsche erfüllt werden und durch neue Innovationen neue Kunden gewonnen werden. Einige Punkte gelten aber ohne Frage ebenso für den Sport (Mitgliederbefriedigung und Mitgliedergenerierung).

Allerdings ist der Sport in ein äußerst komplexes Strukturnetzwerk eingebunden, an welches die Instrumente angepasst werden müssen (vgl. Breuer 2005, 69)<sup>17</sup>. Somit muss überlegt werden, welche Instrumente sinnvoll im organisierten Sport angewendet werden können.

*„Deutschland gilt als das Land der Vereine und Verbände. Umso mehr ein Grund zu fragen, wie Wissensmanagement für einen Verband aussehen kann? Die Praxis zeigt, dass sich die meisten Berater damit überraschend schwer tun und ihre gewohnten Standardlösungen aus der Welt der Unternehmen zur Anwendung bringen wollen. Diese Vorgehensweise missachtet die Tatsache, dass die Rahmenbedingungen in einem Verband ganz andere sind und damit spezifische Lösungen zum Einsatz kommen müssen“ (Schütt 2005b, 44).*

### Wissensgenerierung durch Berichterstattungssysteme – alte Technik im neuen Gewand!

Eine Notwendigkeit besteht zu allererst darin, sich der Probleme und Veränderungen der jeweiligen Sportorganisation bewusst zu werden und zu überlegen, was die organisationsspezifischen Ziele und Interessen sind. Ein beliebtes Instrument dafür stellt die traditionelle Sportstättenentwicklungsplanung dar. Hier werden (vereinfacht dargestellt) im Wesentlichen zwei Fragen beantwortet: (a) Welche Sportstätten und Bewegungsräume gibt es und in welchem Zustand sind diese? (b) Welche Sportarten werden in welchem Ausmaß nachgefragt? (vgl. Bisp 2000, 12)

Auf der einen Seite handelt es sich also um eine Ist-Analyse der Sportgelegenheiten, auf der anderen um eine klassische Nachfrageanalyse. Dabei ist der Sportstättenentwicklungsplan jedoch nur ein Puzzlestück der gesamten Sportentwicklungsplanung in der dann „Aussagen zu Zielen und Maßnahmen sowohl für künftige Entwicklungen des Sports der Bevölkerung als auch der dafür erforderlichen Sportstätten gemacht werden“ (ebd., 11).

*„Die Sportstättenentwicklungsplanung ist Ansprüchen und Erwartungen ausgesetzt von Sportvereinen, dem Schulsport, ggf. dem Hochschulsport, nicht organisierten Sportlern, erwerbswirtschaftlichen Sportanbietern wie schließlich auch anderen kommunalen Politik- und Planungsbereichen – beispielsweise der Landschaftsplanung, Jugendhilfeplanung oder Altenhilfeplanung“ (ebd.).*

Die Sportstättenentwicklungsplanung schaut dabei bereits auf eine über 20jährige Geschichte zurück. Bereits Mitte der 80er Jahre wurden die Potenziale einer solchen Berichterstattung erkannt (vgl. Schwier 1988; Heuwinkel 1985). Diesbezüglich wurde bereits darauf hingewiesen, dass nicht immer nur auf aktuelle Zustände reagiert werden kann. Vielmehr ist es wichtig, die Gründe dieser Zustände zu analysieren, um daraus eventuelle Zukunftsentwicklungen vorherzusagen (vgl. Schwier 1988, 16).

<sup>17</sup> Breuer beruft sich auf verschiedene Grundsätze des organisationalen Lernens und des Wissensmanagements, welche in diesem Beitrag bereits umfassend dargelegt wurden.



*„Angesichts der zu erwartenden starken Veränderungen im Sport ist auf allen Planungsebenen umso mehr Voraussicht nötig, damit die vorhandene Sportstätteninfrastruktur auch in Zukunft vollständig genutzt und dort – wo die Sportentwicklung dies erfordert – sinnvoll ergänzt werden kann“ (Heuwinkel 1985, 9).*

Viele Autoren stehen den Sportstättenentwicklungsplänen<sup>18</sup> heute jedoch kritisch gegenüber (Breuer 2005, 68; Wadsack et al. 2006, 1ff.; Metz 2006, 21 ff.). Sie stellen fest, dass die Steuerung einer Sportregion sowie von Sportorganisationen durch diese Sportstättenentwicklungspläne zwar grundsätzlich möglich ist, jedoch dem erhöhten Informationsbedarf und den erhöhten Steuerungsanforderungen der aktuellen Herausforderungen nicht gerecht werden, da sie lediglich den Bereich der Sportstätten abdecken. Aus diesem Grund wurde zunächst ein integrativer Ansatz (Metz 2006) entwickelt, welcher von Wadsack et al. (2006) zur „umfassenden Sportentwicklung(s)planung“ verbessert wurde.

Auch Breuer (2005) stellt zur Legitimation seines Ansatzes zunächst eine Masse von Fakten vor, durch die deutlich werden soll, warum eine wissensbasierte Steuerung für den Sport so essenziell ist. Neben der bereits aufgezeigten Problematik der Veränderungsgeschwindigkeiten von System und Umwelt (vgl. Abbildung 3) spricht er u.a. von einer Zeitschere, die durch die wachsende Komplexität von Problemen und ihren Lösungen entsteht (ebd., 36) und weist darauf hin, dass Informationen und Wissen umso wichtiger werden, je mehr die Möglichkeiten abnehmen, sich auf Erfahrungen zu berufen (ebd., 44). Er erkennt allerdings auch, dass die Steuerung von freiwilligen Organisationen schwierig ist (ebd., 46) und dass es auch zu Problemen kommen kann, wenn immer zu schnell auf mögliche Tendenzen reagiert wird. In diesem Zusammenhang erfasst er, dass sich der Sport zwar ändert, dass jedoch die Mehrheit der Bevölkerung nach wie vor traditionellen Sportarten nachgeht (ebd., 53). Schließlich zeichnet sich folgendes Bild ab: Die Steuerung von Sportorganisationen durch Wissen (welches durch einen Umdenk- und somit Lernprozess entsteht) steht außer Frage, jedoch ist das Wissen über das eigene System grundsätzlich wichtiger als der Systemwandel (ebd., 54).

Weiter stellt er fest, dass es zwar bereits Ansätze einer Steuerung im Sport gibt, bemerkt jedoch, dass diese entweder zu komplex und abstrakt sind<sup>19</sup> (vgl. ebd., 68) oder den Steuerungsanforderungen an das Sportsystem nicht entsprechen (ebd., 66f.). Zu diesen Aussagen kommt Breuer vor allem, da er verschiedene Wissensarten identifiziert, die alle durch ein Berichtserstattungssystem bedient werden müssen. In den herkömmlichen Konzeptionen wurde meist nur

---

<sup>18</sup> Zur Entwicklungsgeschichte der Sportstättenentwicklungsmethoden vgl. Metz (2006, 21-25).

<sup>19</sup> Breuer bezieht sich dabei u.a. auf die Arbeit von Thiel (1997), der aus systemtheoretischer Sicht erklärt, wie es zu einer reflexiven Selbststeuerung des organisierten Sports kommen kann. Thiel stellt dazu zu Beginn die Frage in den Mittelpunkt, wie „in einem Steuerungsprozess überhaupt Erkenntnisse zum Gegenstand des Steuerungsvorhabens gewonnen werden können“ (Thiel 1997, 23), bevor er zuerst rein theoretisch die Grundlagen einer reflexiven Selbststeuerung erklärt und diese danach praktisch am Beispiel des Alterungsprozesses in der Gesellschaft beschreibt. Er verfolgt dabei den logischen Aufbau: Zielsetzung, Schaffen von Entwicklungsmodellen sowie die Entwicklung von operativen Plänen, die Umsetzung und ihre Reflexion. Dabei besitzen seine Ausführungen zwar immer einen gewissen Abstraktheitsgrad, sind jedoch durch die praktische Verknüpfung letztlich verständlich.

der Frage nachgegangen, wie sich die Sportnachfrage verändert hat und welche Maßnahmen ergriffen werden müssen, um die neue Nachfrage zu bedienen. Breuer jedoch lokalisiert:

*„Intermediäre Organisationen benötigen sowohl spezifisches Wissen zur Steuerung ihrer Binnenbeziehung (Mitgliedschaftslogik), ihrer Außenbeziehung (Einflusslogik), ihrer Entwicklung (Entwicklungslogik) und – in der Erneuerungsphase – zur Steuerung ihrer Dienstleistungsfunktion (Marktlogik)“ (Breuer 2005, 55).*

Im Mittelpunkt muss jedoch die Produktion von Handlungs- und Legitimationswissen stehen (vgl. Breuer 2007a, 634), welches er aus dem neuen Zweig des Argumentationswissens ableitet (vgl. Breuer 2005, 55). Um diese Wissensarten bedienen zu können, stellt Breuer ein Sportberichterstattungssystem vor, welches auf den folgenden vier Prinzipien fußen sollte:

- a) Die Sportsystemberichterstattung als Kerninstrument eines rückgekoppelten, sequenziellen Problemlösungsprozesses, die das Systemhandeln und die Entwicklungskonzepte der Sportregion steuert.
- b) Sportsystemberichterstattung muss kontinuierlich stattfinden.
- c) Die Sportsystemberichterstattung muss an die spezifischen Verhältnisse und Erfordernisse der jeweiligen Region angepasst werden.
- d) Im Sinne eines ganzheitlichen Konzepts muss die Sportsystemberichterstattung eng mit anderen Berichterstattungen (z.B. Gesundheits- und Jugendpolitik) zusammenarbeiten (vgl. Breuer 2005, 72f.).

Dabei kommen der Sportsystemberichterstattung sechs Aufgaben zu: Motivationsfunktion, Informationsfunktion, Orientierungsfunktion, Monitoringfunktion, Evaluationsfunktion und eine Kopplungsfunktion (vgl. Breuer 2005, 73). Bezogen auf das Handlungsfeld Hochschulsport geht die Sportsystemberichterstattung dabei folgenden Schwerpunkten nach:

- die Bereitstellung von Informationen über Facetten einer wünschenswerten regionalen Sportentwicklung im Sinne einer Leitbildgenerierung,
- die Bereitstellung von Informationen über das tatsächliche Sportverhalten,
- die Bereitstellung von Informationen über die Verbreitung neuer bzw. unbefriedigter Sport- und Bewegungsbedürfnisse,
- die Bereitstellung von Informationen über prioritäre Problemlagen in zentralen Feldern des Sports,
- die Bereitstellung von Informationen zur Situation der Hochschulsportstandorte,
- die Bereitstellung von Informationen zur Verarbeitung sportrelevanter gesundheitlicher und anderer sozialer Problemlagen,
- die Darlegung von Problemlösungsstrategien sowie die Entwicklung von Handlungsempfehlungen und
- die Integration der Ergebnisse in sport- und hochschulpolitische Verhandlungssysteme (vgl. Breuer 2005, 82f.).

Die dazu ergriffenen Maßnahmen, um den Informationsbedarf zu decken, sind die Expertenbefragung mittels der Delphi-Methode, eine Bevölkerungsbefragung, problemorientierte Vereinsanalysen und das Beschaffen von bereits erhobenen Routinedaten aus anderen Bereichen (Gesundheitsbereich, Bevölkerungsentwicklung etc.) (vgl. Breuer 2005, 83ff.).

Ohne Zweifel stellt eine solche Sportsystemberichterstattung (wie sie von Breuer oder Wadsack et al. aufgezeigt wird) ein sehr gutes Instrument zur Steuerung des kommunalen Sports dar und lässt in ihrer Theorie keine Ungewissheit an ihrer Notwendigkeit. Ein expliziter Ansatz für den Hochschulsport geht aber über die reine Sportberichterstattung hinaus. Dies hat mehrere Gründe: Zum einen ist eine Anwendung kommunaler Steuerungsansätze für den Hochschulsport nur bedingt möglich. Zum anderen ist es fraglich, inwieweit der in den klassischen und neuzeitlichen Entwicklungsberichten gewonnene Wissenszuwachs kurz-, mittel- und langfristig eine praktische Umsetzung im Hochschulsport nach sich zieht. Zu gering sind hier die Bezüge zum Hochschulsystem als relevante Systemumwelt.

Gleichwohl stellt die Generierung von nachhaltigem Legitimationswissen insbesondere für den Sport an Hochschulen ein relevantes Desiderat dar. Vor dem Hintergrund sich verändernder Bezugssysteme wird ein systematischer Sportentwicklungsansatz für den Hochschulsport in Zukunft unabdingbar sein. Auf der Grundlage eines studentischen Panels<sup>20</sup> können dementsprechend problemlos Untersuchungen durchgeführt werden, die durch einen kontinuierlichen Erkenntnisprozess zur Legitimationsfestigung des Hochschulsports beitragen können. Vergleichbare Ansätze des schweizerischen Hochschulsportverbandes (vgl. Egger/Zimmermann 2006) können als Orientierungspunkte dienen. Die Entwicklung von Legitimations- und Handlungswissen im Hochschulsport über eine systematische Sportberichterstattung stellt somit ein legitimes Wissensmanagement-Instrument dar.

## Möglichkeiten zur wissensbasierten Unterstützung im (Hochschul-) Sportsystem

Wenngleich eine systematische Sportentwicklungsplanung auch für den Hochschulsport grundsätzlich wünschenswert wäre, so stellt diese noch keinen nachhaltigen Handlungs- und Steuerungsansatz für den Hochschulsport dar. Welche konkreten Optionen zur wissensbasierten Unterstützung der Hochschulsportentwicklung sind aber dann hilfreich und realistisch?

Wenn man davon ausgeht, dass alle Organisationsformen des Hochschulsports mit gleichen oder zumindest ähnlichen Problemen zu kämpfen haben, wäre die erste Schlussfolgerung, dass die Hochschulsporteinrichtungen in Deutschland durch ihre gesammelten Erfahrungen im Umgang mit einem Prob-

<sup>20</sup> Der Brockhaus schreibt unter dem Stichwort Panel: „[...]repräsentativ ausgewählter, weitgehend gleich bleibender Kreis von Auskunftsubjekten (Personen, Haushalte, Unternehmen), bei dem über einen längeren Zeitraum kontinuierlich bzw. regelmäßig Daten zu bestimmten (im Prinzip gleichen) Untersuchungsgegenständen erhoben werden“ (Brockhaus 2006, Band 20, 766).

lem anderen Einrichtungen helfen können. Ziel eines wissensbasierten Steuerungsansatzes im Hochschulsport ist es also, zunächst eine gemeinsame Wissensbasis zu schaffen. Eine Standardmaßnahme im Wissensmanagement ist daher die Einrichtung einer zentralen Wissensdatenbank (vgl. Cress 2005, 36). Eine solche Wissensbasis kann dabei auf verschiedenen Ebenen des Hochschulsports implementiert werden:

- a) Der Allgemeine Deutsche Hochschulsportverband stellt eine Informations- und Kommunikationsplattform für seine angehörnden Mitgliedshochschulen zur Verfügung. Dadurch könnten die Hochschulsporteinrichtungen untereinander kommunizieren, Wissen austauschen, kooperieren und prozessorientiert weiterentwickeln.
- b) Die Hochschulsporteinrichtungen bieten über eine gemeinsame Plattform ein Informations- und Kommunikationssystem für Übungsleitende und Angestellte des Hochschulstandorts zur Verfügung und implementieren damit einen wissensbasierten Ansatz zur Qualitätssteigerung.

Diese Aspekte betrachten jedoch zunächst nur den technologischen Ansatz und repräsentieren nicht das allgemein geforderte ganzheitliche Wissensmanagement. Hier wird zunächst nur eine technologische Plattform notwendig und die möglichen Implementierungsebenen beschrieben. Dieser Schritt ist grundsätzlich relativ leicht zu realisieren. Ein denkbar einfaches Werkzeug dazu stellen Content-Management-Systeme wie z.B. Wikis<sup>21</sup> dar (vgl. Schütt 2005a, 14 ff.). Aber auch die so genannten Blogs<sup>22</sup> bieten ein hohes Potenzial an Informationsgewinn (ebd.).

### Weitere Werkzeuge für die Praxis

Ebenso wie es unmöglich ist, konkrete Handlungsempfehlungen für die Unternehmen auszusprechen, ist es utopisch, dem organisierten (Hochschul-) Sport allgemeingültige Werkzeuge zur Implementierung von Wissensmanagement und organisationalem Lernen an die Hand zu geben. Dennoch sollen an dieser Stelle eine handvoll Optionen vorgestellt werden, mit denen Wissensmanagement und organisationales Lernen gelingen können. Diese Instrumente stellen jedoch keine Patentrezepte dar. So muss auch hier wieder betont werden, dass es lediglich das Ziel dieses Beitrags sein kann, den Lesenden für seinen täglichen Umgang mit Wissen und Lernprozessen zu sensibilisieren. Zum weiterführenden Verständnis und zur weiteren Anregung sind an dieser Stelle zwei Bücher zu emp-

<sup>21</sup> Ein Wiki ist „eine im World Wide Web verfügbare Seitensammlung, die von den Benutzern nicht nur gelesen, sondern mit Hilfe einer einfach zu bedienenden Software auch online geändert werden kann (Brockhaus 2006, Band 30, 81).“ Der Name stammt vom Hawaiianischen „wikiwiki“ ab und bedeutet soviel wie schnell (vgl. ebd. Killian et al. 2006, 217).

<sup>22</sup> Unter einem Weblog (Kurz: Blog) ist ein elektronisches Tagebuch zu verstehen. Zum einen dienen sie dazu persönliche Kommentare etc. größeren Benutzergruppen zur Verfügung zu stellen und zum anderen zum Kontaktaufbau zu Gleichgesinnten (vgl. Killian et al. 2006, 215). Über eine Software kann sich jeder Internetnutzer aus der Menge der angebotenen Blogs die für ihn interessanten herausuchen und diese „abonnieren“.

fehlen. Zum einen handelt es sich dabei um Senge (et al.) „Fieldbook zur Fünften Disziplin“ (Senge et al. 2004), in welchem das organisationale Lernen sehr praxisnah dargelegt wird und zum anderen um Probsts (et al.) „Wissen managen – Wie Unternehmen ihre wertvollste Ressource optimal nutzen“ (Probst et al. 2006). Die praktischen Ideen, die in diesen Büchern ausführlich vorgestellt werden, sollen deshalb an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden.

Eine umfassende Sammlung von Werkzeugen des Wissensmanagements geben u.a. Kilian et al. (2006) und Wilke (2004). Die Autoren verfolgen das Ziel, neben der bestehenden theoriebildenden Literatur praxisnah aufzuzeigen, welche Instrumente „in den Bereichen Wissen, Information, Kreativität, Problemlösung, Kommunikation und Zusammenarbeit“ (Kilian et al. 2006, 1) die Organisationen beim täglichen Umgang mit Wissen unterstützen können. Interessant ist dabei, dass die Instrumente im Großen und Ganzen in die Bereiche Wissensgenerierung und Wissensteilung unterschieden werden können. Im Folgenden werden die Instrumente Wissensbaum, Mikroartikel, Kopfstandtechnik, Checklisten und Wissenskarten skizziert.

Der *Wissensbaum* hat die Aufgabe, die „Kompetenzen einer Person in der Metapher des Baumes“ (Wilke 2004, 77) darzustellen. Die Wurzeln des Baumes sind dabei die Wurzeln der professionellen Identität. Dazu zählen beispielsweise Auslandsaufenthalte, die die Einstellungen von Personen maßgeblich geprägt haben. Der Stamm bildet die beruflichen Kernkompetenzen einer Person ab, also die beruflichen Fähigkeiten und Spezialisierungen. Das Blätterwerk die persönliche Ausgestaltung der Kernkompetenzen. Der Sinn dieses Instruments besteht zum einen darin, dass sich die Mitarbeiter bewusst werden was sie eigentlich selbst für Aufgaben haben und was sie können und zum anderen, dass die anderen Mitarbeiter erfahren, welche vielleicht verborgenen Fähigkeiten der Einzelne in sich trägt. Es werden jedoch auch Schwächen aufgedeckt (vgl. Willke 2004, 77ff.).

Insbesondere durch die Fluktuation von ehrenamtlichen und studentischen Mitarbeitern geht in Hochschulsporteinrichtungen immer wieder Wissen verloren. Aus diesem Grund ist eine Dokumentation von Wissen unumgänglich. Ein Instrument dazu ist der *Mikroartikel* (vgl. Willke 2004, 83ff.). Nonaka und Takeuchi würden in diesem Zusammenhang von Externalisierung von Wissen im eigentlichen Sinne sprechen. Wichtig ist bei der Anfertigung eines Mikroartikels ein hohes Maß an Übersichtlichkeit. Aus diesem Grund schlägt Willke (ebd., 85) folgende Struktur vor: Thema, Geschichte, Einsichten, Folgerungen und Anschlussfragen.

Die *Kopfstandtechnik* verfolgt das Ziel, gewohnte Denkprozesse zu überwinden. Ihr liegt die Idee zugrunde, zu einer Zielfrage eine „Anti-Zielfrage“ (ebd., 129) aufzustellen. Die Lösungen der Anti-Zielfrage werden dann im letzten Schritt umgekehrt. So können sich Sporteinrichtungen beispielsweise die Frage stellen: Wie können wir neue Mitglieder gewinnen? Die Anti-Frage dazu wäre: Wie können wir unsere Mitglieder loswerden? Eine Antwort darauf wäre z.B. die Angebotsverkleinerung durch das Schließen von Sparten. Wenn diese Antwort nun umgedreht wird, besteht ein Lösungsvorschlag darin, dass sich der Verein

der möglicherweise veränderten größeren Nachfrage stellen muss. Wichtig ist dabei, dass zunächst alle Ideen gesammelt werden ohne diese zu werten (ebd.)<sup>23</sup>.

*Checklisten* erleichtern den Umgang mit standardisierten Abläufen (ebd., 113). Als ein solcher kann im Sportverein die jährlich wiederkehrende Beantragung von Übungsleiterzuschüssen angesehen werden. Wichtig ist bei der Erstellung einer solchen Checkliste, dass sie vollständig ist und gegebenenfalls aktualisiert wird.

Auf das Instrument der *Wissenskarte* greifen viele Institutionen zurück. Wissenskarten sind grafisch aufbereitete Verzeichnisse, die Aufschluss darüber geben, wo welches Wissen zu finden ist. Dabei kann zwischen Wissensträgerkarten (Wer weiß was?), Wissensbestandkarten (Wo ist welches Wissen in welcher Form zu finden?), Wissensstrukturkarten (Wie hängen Sachverhalte und Wissensgebiete zusammen?) und Wissensanwendungskarten (Wer benötigt/benutzt welches Wissen wann?) unterteilt werden (vgl. Kilian et al. 2006, 222f.). Wissenslandkarten werden dann zumeist in elektronischer Form hinterlegt (ebd.).

## Resümee

Zugegeben: Die Auseinandersetzung mit Wissensmanagement als Steuerungsansatz im organisierten Sport lässt an dieser Stelle noch viele Fragen offen und bietet – wenn überhaupt – nur einen fragmentarischen Überblick über den derzeitigen Forschungsstand. Und dennoch bleibt festzuhalten: Wissensmanagement als Steuerungsansatz im organisierten Sport wird ein zentrales Zukunftsthema auch und gerade für den Hochschulsport sein. Der Entwicklungslogik der für den Hochschulsport relevanten Systemumwelten (vorrangig zu nennen ist vor allem das Hochschulsystem) kann mit einem systematischen Wissensmanagementansatz effektiv entsprochen und die Existenzfähigkeit der Organisationsform Hochschulsport nachhaltig gesichert werden. Insbesondere ein themenbezogener Wissensaustausch und eine funktionale Wissensgenerierung treffen im Hochschulsport auf ein überaus fruchtbares Organisationssystem. Nirgendwo im organisierten Sport besitzt eine Sportinstitution eine derart scharf abgegrenzte Zielgruppe wie der Hochschulsport und bietet gleichzeitig ein vergleichbares Maß an personaler Professionalität. Die Implementierung von Wissensmanagement im Hochschulsport ist zusammenfassend also nicht nur möglich sondern – will man den veränderten systemischen Einflüssen gerecht werden – auch notwendig. Die hier skizzierte Theorie des Wissensmanagements bietet diesbezüglich eine Diskussionsgrundlage und sollte der operativen Umsetzung als Vorlage dienen.

„Aller Anfang ist schwer“ - ohne Frage trifft das Sprichwort auch an dieser Stelle zu. Der Einsatz und die Notwendigkeit, das eigene Handeln zu reflektieren und im Anschluss gegebenenfalls zu verändern sowie das gezielte Dokumen-

---

<sup>23</sup> Interessanterweise greift dieses Instrument auf ein anderes zurück, das Brainstorming. Weitere Ausführungen dazu finden sich u.a. bei Kilian et al. (2006, 72).

tieren von Wissen kann nicht als ad-hoc Projekt umgesetzt werden, sondern muss als Prozess eine zeitliche Kontinuität erhalten. Nur wenn es gelingt, eine Kultur des Wissensaustausches zu generieren und die vom Wissensmanagement Betroffenen in eine überzeugende Austauschlogik für die Ressource Wissen zu fassen, kann Wissensmanagement überhaupt in Gang kommen (vgl. Willke 2004, 36). Gerade die akademische Struktur der Hochschulsportmitarbeiter und die überaus starke Einbindung in den Dachverband ermöglichen aber einen weitgreifenden und nachhaltigen Wissenstransfer sowie einen gezielten und gesteuerten Wissensaustausch. Das von Probst, Raub und Rombart begründete Modell der Bausteine des Wissensmanagements bietet diesbezüglich einen operativen Handlungsrahmen: Allein das Beschäftigen mit der Materie (auch ohne konkrete Handlungsanweisungen) trägt entscheidend zu einem bewussten und sinnvollen Umgang mit dem Rohstoff Wissen bei. Das Sensibilisieren der Mitarbeiter, der Übergang vom Anpassungs- zum Veränderungs- und Prozesslernen und das Teilen von Wissen, um selbst einen Mehrwert zu erfahren, müssen im Mittelpunkt der Überlegungen und zu zentralen Aufgaben des Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverbandes werden.

#### *Literatur:*

- Allmer, H. (Hrsg.) (2002): Sportengagement im Lebenslauf. Sankt Augustin: Academica Verlag.
- Bick, M. (2004): Knowledge Management Support System – Nachhaltige Einführung organisationsspezifischen Wissensmanagements. Dissertation, Universität Duisburg-Essen.
- BISp (2000): Leitfaden für die Sportstättenentwicklungsplanung. Schorndorf: Hofmann.
- Breuer, C. (2005): Steuerbarkeit von Sportregionen. Schorndorf: Hofmann.
- Breuer, C. (Hrsg.) (2007): Sportentwicklungsbericht 2005/2006. Analyse zur Situation der Sportvereine in Deutschland. Köln: Sportverlag Strauß.
- Bullinger, H.-J.; Wörner, K.; Prieto, J. (1998): Wissensmanagement – Modelle und Strategien für die Praxis. In: H. Pölitz (Hrsg.): *Wissensmanagement – Schritte zum intelligenten Unternehmen* (S. 21-39). Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag.
- Chott, P. (1999): Wissensmanagement und Schule. In: *Schulverwaltung* 9/99, 306-310.
- Cress, U. (2005): Wann ist eine Wissensdatenbank effektiv? In: *Wissensmanagement – Magazin der Führungskräfte* 8/2005, 36-39.
- Davenport, T.; Prusak, L. (1999): Wenn ihr Unternehmen wüsste was es alles weiß (2. Auflage). Landsberg/Lech: Verlag Moderne Industrie.
- Digel, H. (1987): Sportverein. In: H. Eberspächer (Hrsg.): *Handlexikon Sportwissenschaft* (S. 427 – 438). Reinbeck: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.
- Drucker, P. F. (1969): *The Age of Discontinuities*. Heinemann: London.
- Egger, K., Zimmermann, R. (2006): Sport und Studium: Befragung zum Sport und Bewegungsverhalten an den schweizer Hochschulen. Bern.
- Haun, M. (2002): *Handbuch Wissensmanagement. Grundlagen und Umsetzung, Systeme und Praxisbeispiele*. Heidelberg: Springer-Verlag.

- Heinemann, K. (1986a): Zum Problem der Einheit des Sports und des Verlusts seiner Autonomie. In: K. Heinemann (Red.): *Menschen im Sport 2000* (S. 112 -128). Schorndorf: Verlag Karl Hofmann.
- Heinemann, K. (1986b): Die Herausforderungen des Jahres 2000 für den Sport. In: K. Heinemann (Red.): *Menschen im Sport 2000* (S. 9 -11). Schorndorf: Verlag Karl Hofmann.
- Heuwinkel, D. (1985): Sport und Wandel in der Bevölkerungsstruktur. Rahmenbedingungen für Nutzung und Bedarf an Sportstätten. Hannover: Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung.
- Hirsch, B.; Hollmann, K. (Red.) (2006): Bestandserhebung 2006. Immer mehr Ältere in den Sportvereinen. In: Hirsch, B. & Hollmann, K. (Red.): *Sport in Baden, 07/2006*, 4-7. Letzter Zugriff am 04.01.2008 unter <http://www.badischer-sportbund.de/bsbka/docs/doc19567.pdf>
- Kilian, D.; Krismer, R.; Loreck, S.; Sagmeister, A.; Sigl, K. (2006): Wissensmanagement. Werkzeuge für Praktiker (2. Auflage). Innsbruck: Studia Universitätsverlag.
- Krcmar, H. (2000): Informationsmanagement. Berlin: Springer-Verlag.
- Lehner, F. (2006): Wissensmanagement. Grundlagen, Methoden und technische Unterstützung, München, Wien: Carl Hanser Verlag.
- Metz, U. (2006): Kommunale Sportverwaltung in Deutschland. Datenpräsenz und Modalitäten für die Sportstättenentwicklungsplanung, Entwicklungstendenzen und aktuelle Veränderungsprozesse. Dissertation, Universität Karlsruhe. Karlsruhe: Universitätsverlag.
- Neuhäusler, A.: Grundbegriffe der philosophischen Fachsprache. - 2. Auflg. München 1967.
- Nonaka, I.; Takeuchi, H. (1997): Die Organisation des Wissens: wie japanische Unternehmen eine brachliegende Ressource nutzbar machen. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag.
- Nonaka, I.; Von Krogh, G.; Ichijō, K. (2000): Enabling knowledge creation : how to unlock the mystery of tacit knowledge and release the power of innovation. Oxford u.a.: Oxford Univ. Press.
- Nooteboom, B. (2000): Learning and innovation in organizations and economies. Oxford et al.: Oxford University Press.
- North, K. (1999): Wissensorientierte Unternehmensführung: Wertschöpfung durch Wissen (1. Auflage). Wiesbaden: Gabler.
- North, K. (2002): Wissensorientierte Unternehmensführung: Wertschöpfung durch Wissen (3. Auflage). Wiesbaden: Gabler.
- Polanyi, M. (1985): Implizites Wissen (1. Auflage). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Probst, G.; Büchel, B. (1994): Organisationales Lernen: Wettbewerbsvorteil der Zukunft (1. Auflage). Wiesbaden: Gabler.
- Probst, G.; Büchel, B. (1998): Organisationales Lernen: Wettbewerbsvorteil der Zukunft (2. Auflage). Wiesbaden: Gabler.
- Probst, G.; Raub, St.; Romhardt, K. (1999): Wissen Managen: Wie Unternehmen ihre wertvollste Ressource optimal nutzen (3. Auflage). Wiesbaden: Gabler.



- Probst, G.; Raub, St.; Romhardt, K. (2006): Wissen Managen: Wie Unternehmen ihre wertvollste Ressource optimal nutzen (5. Auflage). Wiesbaden: Gabler.
- Probst, G.; Rombert, K. (1997): Faktor Wissen – Das Management von Wissen wird in global tätigen Unternehmen zum strategischen Erfolgsfaktor. In: *Manager Bilanz II 4/1997*, 6-10.
- Reinmann-Rothmeier, G., Mandl, H., Erlach, C., Neubauer, A. (2001): Wissensmanagement lernen: Ein Leitfaden zur Gestaltung von Workshops und zum Selbstlernen. Weinheim/Basel: Beltz.
- Reinmann-Rothmeier, G./Mandl, H.: Wissensmanagement: Phänomene - Analysen - Forschung - Bildung. Forschungsbericht des Lehrstuhls für empirische Pädagogik und pädagogische Psychologie der Ludwigs-Maximilian-Universität. München Nr. 83/1997.
- Sanchez, R., Managing Articulated Knowledge in Competence-based Competition. In: Sanchez, R., Heene, A., Strategic Learning and Knowledge Management, Chichester, 1997, S. 163-187
- Schindler, M (2002):. Wissensmanagement in der Projektentwicklung (3. Auflage). Eul, Lohmar.
- Schindler, M. (2000): Wissensmanagement in der Projektentwicklung. Dissertation, Universität St. Gallen. Scheßlitz: Rosch-Buch.
- Schreyögg, G. (2001): Wissen, Wissenschaftstheorie und Wissensmanagement. Oder: Wie die Wissenschaftstheorie die Praxis einholt. In: G. Schreyögg (Hrsg.): *Wissen im Unternehmen, Konzepte, Maßnahmen, Methoden* (S. 3 – 21). Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Schreyögg, G.; Geiger, D. (2003): Wenn alles Wissen ist, ist Wissen am Ende nichts?! In: *Die Betriebswirtschaft. Bd. 63, 2003, 7-22.*
- Schüppel, J. (1996a): Wissensmanagement. Organisatorisches Lernen im Spannungsfeld von Wissens- und Lernbarrieren. Wiesbaden: DUV.
- Schütt, P. (2005a): Blogs und Wikis: Mehr Mitarbeit wagen. In: *Wissensmanagement – Magazin der Führungskräfte 7/2005*, 14-16.
- Schütt, P. (2005b): Wissensmanagement für einen Verband. In: *Wissensmanagement – Magazin der Führungskräfte 4/2005*, 44-47.
- Schwier, H. (1988): Kommunale Sportentwicklungskonzeption – Zwei Modellplanungen. Frechen: Verlagsgesellschaft Ritterbach mbH.
- Schwier, H. (1988): Kommunale Sportentwicklungskonzeption – Zwei Modellplanungen. Frechen: Verlagsgesellschaft Ritterbach mbH.
- Senge, P. M., Kleiner, A.; Smith, B.; Roberts, C.; Ross, R. (2004): Das Fieldbook zur fünften Disziplin. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Sunter, S. (1997): Wissen erfolgreich managen. In: *wirtschaft & weiterbildung 05/97*, S. 56-59.
- Thiel, A. (1997): Steuerung im organisierten Sport. Ansätze und Perspektiven. Stuttgart: Nagelschmid.
- Thiel, A. (1997): Steuerung im organisierten Sport. Ansätze und Perspektiven. Stuttgart: Nagelschmid.

- Thiel, J. (2003): „Entscheidend ist auf'm Platz...“ Überlegungen zur Theorie-Praxis-Konstellation in der Sportwissenschaft. In: I. Lüsebrink (Hrsg.): *Brennpunkte der Sportwissenschaft. Theorie und Praxis im Sportstudium* (S. 26-43). Sankt Augustin: Academia Verlag.
- Thöni, E. (2006): Zur Einführung: Fragen der Effektivität und Effizienz öffentlicher Sportförderung. In: E. Thöni; M.-P. Büch & E. Kornexl (Hrsg.): *Effektivität und Effizienz öffentlicher Sportförderung* (S. 9-22). Schorndorf: Hofman.
- Uit Beijerse, R. P. (1999): Questions in knowledge Management: Defining and Conceptualising a Phenomenon. In: *Journal of Knowledge Management*, Volume 3, Number 2, 1999, 94-100.
- Wadsack, R. (2006a): Krisenmanagement für Sportbetriebe – eine betriebswirtschaftliche Einführung, in R. Wadsack (Hrsg.): *Krisenmanagement in Sportbetrieben* (S. 13-31). Frankfurt/Main: Peter Lang GmbH.
- Wadsack, R. (2006b): Organisationales Lernen von Sportbetrieben als Chance zur Krisenvermeidung. In R. Wadsack (Hrsg.): *Krisenmanagement in Sportbetrieben* (S. 32-70). Frankfurt/Main: Peter Lang GmbH.
- Weggemann, M. (1999): Der richtige Umgang mit der wichtigsten Unternehmensressource. Bonn: MITP-Verlag.
- Willke, H. (2004): Einführung in das systemische Wissensmanagement. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Willke, H. (2005): Organisationales Lernen: Die intelligente Organisation. In: C. Breuer & A. Thiel (Hrsg.): *Handbuch Sportmanagement* (S. 114-130). Schorndorf: Verlag Hofmann.
- Wopp, C. (2006): Arbeitstagung zur Weiterentwicklung des Landesprogramms „Mehr Chancen für Mädchen und Frauen im Sport“, 17. November 2006, Düsseldorf Vereinsentwicklung – Impulsreferat. Letzter Zugriff am 04.01.2008 unter [http://www.im.nrw.de/spo/doks/vortrag\\_wopp\\_17%2011.pdf](http://www.im.nrw.de/spo/doks/vortrag_wopp_17%2011.pdf)
- Zahn, E.: Wissen und Strategie. In: Bürgel, H. D. (Hrsg.): *Wissensmanagement. Schritte zum intelligenten Unternehmen*. Berlin 1998, S. 41-52.

# **Das Ehrenamt als berufsqualifizierender Prozess. Berufsqualifizierung im Hochschulsport im Rahmen studentischen Engagements**

Markus Frieling

## **Einleitung**

Ein Jahr ist vergangen, seitdem der erste Band der Periodika „Hochschulsport: Bildung und Wissenschaft“ veröffentlicht wurde. Ein Zeitraum, der aufgezeigt hat, welche große Signifikanz die im ersten Band diskutierten Inhalte für die praktische Arbeit an den deutschen Hochschulsportstandorten haben. Während die Reformprozesse an den Hochschulen weiter voranschreiten, kristallisieren sich auch die direkten und indirekten Folgen für den Hochschulsport deutlicher heraus. Nicht nur die direkten Eingriffe im Zuge des Wandels der öffentlichen Verwaltung haben in Form von Dezentralisierung, Profilorientierung und leistungsorientierter Finanzmittelverteilung den Hochschulsport geprägt. Eine effektive Studienzeitverkürzung und –intensivierung durch Bachelorstudiengänge und die Einführung von allgemeinen Studiengebühren wirken sich auf die Studierenden und ihr Studierverhalten aus und haben damit auch indirekt Einfluss auf den Hochschulsport.

Vor allem im Kontext dieser indirekten Einwirkungen muss sich der Hochschulsport mehr denn je fragen, ob seine in vielen Bereichen auf studentischem Engagement und ehrenamtlicher Arbeit basierenden Organisationsstrukturen

auch in Zukunft noch gesichert sind. Jedoch ergeben sich aus den im Rahmen des Bologna-Prozesses proklamierten Bildungsrichtlinien auch Chancen, das studentische Ehrenamt institutionell zu stärken und als berufsqualifizierenden Teil der Hochschulausbildung zu konsolidieren. Hierzu bedarf es einer näheren Betrachtung ehrenamtlicher Strukturen und Arbeitsbereiche im Hochschulsport im Hinblick auf Hochschulcurricula und Kompetenzerwerb, um Aussagen darüber treffen zu können, ob das freiwillige Engagement im studentischen Sportbetrieb lediglich der spaßorientierten Freizeitgestaltung dient, oder als berufsqualifizierender Prozess angesehen werden kann, in dem wichtige Basiskompetenzen entwickelt werden können. Zunächst muss dabei allerdings deutlich werden, was ehrenamtliche Tätigkeit ausmacht und wo sie im Bereich des Sports zu finden ist.

## Das Ehrenamt als tragende Säule des Sozialstaates

Badelt (2002) definiert Ehrenamt als „eine Arbeitsleistung und Engagement, der kein monetärer Gegenfluss gegenüber steht. Das Ehrenamt ist nicht nur Resource, in ihm drücken sich solidarisches Verhalten, gesellschaftliche Anteilnahme, Verantwortungsfreude und der Wunsch nach Mitbestimmung aus.“

Dass das Ehrenamt einen hohen Wert in unserer Gesellschaft besitzt wird allgemein anerkannt und gewürdigt. Die Generalversammlung der Vereinten Nationen rief 1985 den 5. Dezember dauerhaft zum Internationalen Tag der ehrenamtlichen Mitarbeit und des freiwilligen Engagements aus. Freiwilligenverbände aus verschiedenen europäischen Ländern begehen seitdem diesen Tag als „European Day of Volunteering“ (Stecker 2003, 133). Auch die Europäische Union schloss sich dieser Initiative an und vergibt an diesem Tag einen „Europäischen Preis für Freiwilligen-Aktivitäten“. Im Deutschen Bundestag wurde am 5. Dezember 1995 auf Antrag einiger Abgeordneter gefordert, ehrenamtliches Engagement zu fördern und zur Selbstständigkeit zu ermutigen. Das freiwillige soziale Engagement sei als eigenständige Säule des Sozialstaates anzuerkennen und zu behandeln (Bundesdrucksache 13/3232 1995). In einer Sozialpolitik der „solidarischen Subsidiarität“ verbinde sich die Absicht kollektiver Daseinsfürsorge mit der Möglichkeit zum Engagement für sich und andere.

Ist Ehrenamt und freiwilliges Engagement ohne Vergütung und Eigennutzen zunächst mit dem klassischen Kapitalbegriff der Ökonomie nicht vereinbar, so haben Konzepte des sozialen Kapitals seit Ende der 90er Jahre verstärkte Aufmerksamkeit in der wissenschaftlichen Diskussion, aber auch in politischen und öffentlichen Debatten gefunden (Lederer 2005). Putnam (1995, 65ff.) kommt zu dem Schluss, dass es Menschen in Gesellschaftsstrukturen mit einem hohen Grad an Aktivitäten in freiwilligen Assoziationen besser gelingt gesellschaftliche Probleme zu überwinden, als in solchen, die eben nicht eine derartige Struktur aufweisen. Freiwilliges Engagement ist dabei als Produktionsfaktor für die soziale Kohäsion wichtig und fördert die wirtschaftliche Entwicklung von Gesellschaften nachhaltig (Pankoke 2002, 216-220). Nach der Definition der Weltbank

(Gabriel 2002, 20) ist Sozialkapital nicht nur die Summe der Institutionen, die eine Gesellschaft untermauern, sondern zusätzlich der „Klebstoff“, der sie zusammenhält. Die Gesellschaft bzw. jeder Einzelne erzielt aus ihren Investitionen in ihr Sozialkapital eine Art Verzinsung, die in Form positiver Effekte wie z. B. der Förderung des individuellen Wohlstandes, der Wirtschaftsentwicklung oder dem Funktionieren der Demokratie „ausgezahlt“ wird (Stricker 2006, 57).

Neben der allgemein anerkannten wichtigen Funktion ehrenamtlichen Engagements für unsere Gesellschaft ist die Tätigkeit selber durch folgende Charakteristika definiert:

Vermeintliche<sup>24</sup> Kostenneutralität – die Arbeit wird nicht bezahlt, nur in Ausnahmefällen mit einer Aufwandsentschädigung.

Freiwilligkeit der Arbeit – der Bürger entscheidet sich selbst dafür.

Organisierter Rahmen – die Arbeit findet nicht zufällig oder planlos statt.

Gemeinschaft – die Arbeit hilft anderen, stärkt aber auch die eigene Kommunikation mit anderen (Birnkraut 2003, 17).

Damit trifft die Bezeichnung Ehrenamt auch auf die Vielzahl von Tätigkeiten zu, die von Studierenden im Hochschulsport in Deutschland geleistet werden. In Übertragung der allgemeinen Theorie des Sozialkapitals nimmt damit das freiwillige studentische Engagement für den Hochschulsport eine ähnlich hohe Bedeutung ein. Außerhalb des funktionalen Bildungsrahmens engagieren sich Studierende hier aus Liebe zur Sache oder aus persönlicher Begeisterung heraus für ihren Hochschulstandort und werden zu unersetzbaren Trägern öffentlicher Strukturen im Sportbereich.

## Ehrenamt im Sport

Nach den jüngsten repräsentativen Erhebungen zum Ehrenamt des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend von 1999 und 2004<sup>25</sup> ist insgesamt jeder dritte Bundesbürger (34% 1999 und 36% 2004) nach eigener Angabe in einer beliebigen Form ehrenamtlich engagiert. Den wirtschaftlichen Umfang dieses so genannten „Dritten Sektors“ macht eine Auswertung des Sozialwissenschaften-Bus<sup>26</sup> 1996 deutlich. Demnach wurden in Deutschland insgesamt 2.325.168.000 Stunden ehrenamtlich und freiwillig Dienstleistungen erbracht (Anheier/Priller/Zimmer 2000, 85). Unter Berücksichtigung der tatsächlichen durchschnittlichen Jahresarbeitszeit von Arbeitnehmern in Deutschland

<sup>24</sup> Die Tatsache, dass den Ehrenamtlichen kein Honorar gezahlt wird, besagt keinesfalls eine Kostenneutralität, da z.B. die Einarbeitung und Betreuung der Ehrenamtlichen Zeit und Geld kostet, genauso wie die Bereitstellung eines Arbeitsplatzes oder der Dank durch immaterielle Förderung.

<sup>25</sup> Grundlage ist eine breit angelegte repräsentative Befragung von Bundesbürgern ab 14 Jahren. Der Stichprobenumfang umfasst 14.922 befragte Personen in computergestützten, telefonischen Befragungen (ROSENBLATT 2001).

<sup>26</sup> Der Sozialwissenschaften-Bus ist eine seit 1985 dreimal jährlich durchgeführte sozialwissenschaftliche Mehrthemenumfrage, die in gemeinsamer Verantwortung vom Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (Mannheim) und der Gesellschaft für Marketing-, Kommunikations- und Sozialforschung (Hamburg) durchgeführt wird.

im gleichen Erhebungszeitraum von 1.446 Stunden (OECD 2004, 312) ergibt die Gesamtleistung ein Äquivalent von 1,6 Millionen Vollzeitarbeitsplätzen. Diese Zahlen zeigen nochmals eindrucksvoll den Wert des Ehrenamtes in unserer Gesellschaft im Allgemeinen. Wird der Bereich des Sports darüber hinaus isoliert betrachtet, so ist dem freiwilligen Engagement hier eine nochmals größere Signifikanz beizumessen.

Der organisierte Sport in Deutschland funktioniert in seinen derzeitigen Strukturen nur durch das Engagement von ca. 4,44 Millionen Ehrenamtlichen (Deutscher Sportbund 2001, 16). Rittner et al. (2006, 4) titulieren in diesem Zusammenhang freiwillige bzw. ehrenamtliche Tätigkeit als „[...] die tragende Säule des deutschen Sportsystems“ und Heil (2003) stellt das unentgeltliche Engagement als „das wichtigste Kapitel in der Sportorganisation“ dar. Das Spektrum der freiwilligen Tätigkeit ist oft weit gefächert. Es reicht von der Organisation und Funktionsgebundenheit entsprechend der Satzung aufgrund von Wahl oder Berufung bis hin zur temporären oder punktuellen Mithilfe im Sportgeschehen direkt (Wolf 2001, 2). Ehrenamtliche besetzen wichtige längerfristige Schlüsselpositionen als Übungsleiter, Betreuer oder Vorstandsmitglied bzw. engagieren sich in zeitlich begrenzten Projekten. Für Winkler/Weiss (1995, 11) gehören Ehrenamtliche damit „zu den wichtigsten Sozialfiguren im Sport“.

Der Sport ist in seinen Organisationsstrukturen auf freiwilliges Engagement angewiesen. Seine Funktionalität hängt nicht nur maßgeblich mit dem Ehrenamt zusammen sondern auch von ihm ab. Friedrich/Puxi (1994, 13) bezeichnen das Ehrenamt in diesem Zusammenhang als das zentrale konsekutive Element von Sportvereinigungen und führen an, dass 80% aller zur Verfügung stehenden Ämter im Sport durch ehrenamtliche Kräfte besetzt werden. Dies betrifft sowohl Führungs- und Verwaltungspositionen, als auch den praktischen Sportbetrieb durch Übungsleiter und Trainer. Der Hochschulsport bildet dabei als Teil des deutschen Sportsystems keine Ausnahme. Ein Verlust von Ehrenamtlichen oder eine unzureichende Rekrutierung würde Sportorganisationen wie den Hochschulsport in der Verwirklichung ihrer Zielsetzung, „alles in Kraft stehende zu tun, um den Sport für Menschen zu öffnen“, empfindlich treffen (Anders 1990, 14).

In vielen sportlichen Organisationen mehren sich allerdings seit längerem Klagen, dass die Bereitschaft zur Übernahme ehrenamtlicher Aufgaben in vielen Bereichen nachgelassen hat (Schwier 1994). Neuere Studien (vgl. Rittner et al. 2006, 4) belegen dabei, dass vor allem bei den 14 bis 30-Jährigen ein Rückgang zu verzeichnen ist. Es sind also die jungen Erwachsenen, und damit die Altersgruppe, in der sich der Lebensabschnitt der Ausbildung oder des Studiums wieder findet, die sich weniger ehrenamtlich engagieren. Die von den Sportorganisationen beschriebene Rekrutierungsproblematik wird damit empirisch gestützt. Zudem muss dem Hochschulsport ein besonderes Gefährdungspotenzial zugesprochen werden, da er seine Ehrenamtlichen fast ausschließlich aus der Altersgruppe gewinnt, deren Zahlen am stärksten rückläufig sind.

Ein direkter Einfluss der effektiven Studienzeiterkürzung und -intensivierung durch Bachelorstudiengänge oder die Einführung von allgemei-

nen Studiengebühren auf die nachlassende Bereitschaft zur Ausübung eines ehrenamtlichen Engagements wurde bislang noch unzureichend erforscht. Allerdings haben sich Friedrich und Puxi (1994) detailliert mit dem Wandel in der Arbeitswelt und des Freizeitverhaltens und den Auswirkungen auf sportliche Aktivitäten und ehrenamtliche Mitarbeit beschäftigt. Neben dem gesellschaftlichen Wandel hin zu einer Individualisierung, der verstärkten Freizeitorientierung und dem damit verbundenen sinkenden Ansehen von Verbänden und Sportorganisationen weisen sie zudem auf einen nachgewiesenen Zusammenhang mit zunehmender Arbeitsbelastung in Beruf und Ausbildung hin (ebd. 1994, 31). Vor allem die Dauer und Länge der beruflichen Arbeitszeit korreliere dabei mit der Bereitschaft in seiner Freizeit ein Ehrenamt auszuüben. Rauschenbach et al. nennen mit der Existenzsicherung und der Zeitsouveränität zwei wichtige Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, bevor sich jemand überhaupt ohne Bezahlung engagieren kann (Rauschenbach et al. 1992, 225). Der Ehrenamtliche muss also materiell abgesichert sein und genügend Zeit haben, um sich zu engagieren. Genau diese Variablen sind es aber, die durch Studienzeitverkürzung und allgemeine Studiengebühren negativ in ihrer Korrelation zum freiwilligen Engagement verändert werden. Auch Birnkraut (2003, 53) weist darauf hin, dass innere und äußere Ressourcen wie Zeit, Geld und Anerkennung vorhanden sein müssen, damit die Bereitschaft zur Annahme eines Ehrenamtes und dessen Ausübung vollzogen werden können.

Es besteht also der gerechtfertigte Grund zur Sorge, dass sich die Rekrutierung von Ehrenamtlichen auch im Bereich des Hochschulsports in Zukunft erheblich erschweren wird und somit Humanressourcen fehlen, die nicht nur substanzial sind, sondern auch in dieser Form nicht zu ersetzen sein werden. Die von Friedrich und Puxi (1994, 89) geforderte Notwendigkeit für langfristige Konzepte zur Gewinnung von ehrenamtlich Tätigen aus dem Nachwuchs muss damit auch den Hochschulsport in Zukunft stärker beschäftigen.

## **Individuelle Motivation junger Ehrenamtlicher im Sport**

Traditionell war ehrenamtliches Engagement eher eine von selbstlosem Handeln geprägte Laienarbeit, die milieugebunden und unentgeltlich in einer Trägerorganisation geleistet wurde und die mit einer dauerhaften Bindung an eine solche Organisation verbunden war. Neue Formen des Engagements sind allerdings stark gekennzeichnet von einem vielfältigen, zeitlich begrenzten und tätigkeitsorientierten sowie von einem ausbildungsbezogenen Engagement in verschiedenen Organisationsformen (Anheier/Toepler 2002, 31, Baur/Braun 2000, 93). Als Folge hat sich auch das Engagement innerhalb von Sportorganisationen modernisiert (Enquete Kommission 2002). Die Menschen werden nach wie vor in ungemindertem Umfang ehrenamtlich aktiv, allerdings nicht aus der Zugehörigkeit zu ihrem sozialen Milieu heraus, sondern um die jeweiligen individuellen Motive zu verwirklichen (Heinz/Strünck 2000 und Kulbach 2002).

Die Beweggründe für das Ehrenamt im Sportbereich lassen sich aus folgender Tabelle entnehmen:

Tab. 1: Beweggründe für das Ehrenamt im Sportbereich<sup>27</sup> (Rittner et al. 2006):

| Anreiz                  | 2004 | 1999 |
|-------------------------|------|------|
| Spaß haben              | 64,1 | 66,6 |
| Menschen kennenlernen   | 50,6 | 55,2 |
| Anderen Menschen helfen | 35,8 | 37,9 |
| Wichtig für Gemeinwohl  | 31,9 | 36,2 |
| Kenntnisse erweitern    | 29,9 | 31,4 |
| Eigenverantwortung      | 20,5 | 25,3 |
| Anerkennung             | 18,2 | 20,4 |
| Eigene Interessen       | 13,6 | 11,8 |
| Eigene Probleme lösen   | 12,6 | 11,2 |
| Nutzen auch beruflich   | 7,6  | 6,5  |

Neben dem Spaß werden vor allem soziale Beweggründe wie das Kennenlernen von Menschen, die Unterstützung (Hilfe) von Mitmenschen und das Gemeinwohl hoch bewertet. Neben diesen gesellschaftlichen Komponenten versprechen Ehrenamtliche sich allerdings auch eine Erweiterung ihrer Kenntnisse und damit einen gewissen Bildungsgewinn und sind bereit Verantwortung zu tragen. Daher stellt sich die Frage, ob man ehrenamtlichen Tätigkeiten einen propädeutischen Charakter im Bezug auf das spätere Berufsleben zusprechen kann.

Winkler ist sich sicher, dass die Ausübung eines Ehrenamtes häufig mit der erfolgreichen Karriere einhergeht. Ehrenämter im strategischen Bereich (Vorstand eines Vereines etc.) seien Zeichen von Prestige und Status. Es sei dabei nicht ausgeschlossen, dass die Ausübung eines Ehrenamtes unter bestimmten Bedingungen einen beruflichen Aufstieg ermöglicht. Zur Motivation Ehrenämter zu übernehmen gehört laut Winkler eine spezifische Berufsethik, die Teil einer individuellen Art der Lebensführung ist (Winkler 1994, 141). Dietrich (2006) spricht einem ehrenamtlichen Engagement während des Studiums gar eine höhere Gewichtung zum Berufseinstieg bei als einem guten Notendurchschnitt und beruft sich dabei auf Stimmen führender Wirtschaftsunternehmen.

Doch um dem Ehrenamt direkt berufsqualifizierende Fähigkeiten zuzusprechen, bedarf es mehr als nur der Tatsache, dass solche Tätigkeiten im Lebenslauf von potenziellen Bewerbern gern gesehen sind. Vielmehr muss die Tätigkeit im Ehrenamt nachweislich Qualifikationen und Kompetenzen herausbilden und fördern, die denen gleichen, die zu einem erfolgreichen Berufseinstieg verhelfen und für die spätere Karriere förderlich sind. Grundlegend dafür ist eine Korrelation zwischen den Tätigkeitsfeldern des freiwilligen Engagements und denen, die im angestrebten Job verlangt werden. In diesem Zusammenhang könnte auch

<sup>27</sup> Die Zahlen geben den Prozentsatz der Befragten wieder, die den entsprechenden Anreiz in einer Intervallskalierung als außerordentlich wichtig eingestuft haben.



das studentische Ehrenamt im Hochschulsport an Anerkennung gewinnen und für den Studierenden als Teil seiner Ausbildung wertvoll werden.

## Das Ehrenamt als berufsqualifizierender Prozess

Im Folgenden sind die Ergebnisse der derzeit aktuellsten Großstudien zu Tätigkeitsinhalten und -anforderungen von Ehrenämtern im Sport sowie den Anforderungen der Wirtschaft an Berufseinsteiger kurz dargestellt, um eine Aussage über mögliche Verbindungspunkte treffen zu können.

Aus den bereits erwähnten Studien des Freiwilligensurveys des BMFSFJ von 1999 und 2004 lassen sich auch konkrete Daten über die Tätigkeiten von Ehrenamtlichen im Sport gewinnen (Rittner et al. 2006):

Tab. 2: Tätigkeitsinhalte für Ehrenamtliche im Sport (in Prozent, absolut)

| Tätigkeitsinhalt                              | 2004 | 1999 |
|---|------|------|
| Organisation/Durchführung von Veranstaltungen | 59,9 | 51,2 |
| Praktische Arbeiten                           | 42,2 | 31,6 |
| Pädagogische Betreuung/Leitung                | 37,0 | 33,7 |
| Persönliche Hilfeleistung                     | 21,8 | 18,9 |
| Interessenvertretung und Mitsprache           | 17,9 | 15,9 |
| Verwaltungstätigkeiten                        | 17,8 | 17,3 |
| Informations- und Öffentlichkeitsarbeit       | 17,6 | 15,9 |
| Beratung                                      | 14,7 | 14,4 |
| Organisation und Durchführung von Projekten   | 13,4 | 11,5 |
| Mittelbeschaffung                             | 2,1  | 9,9  |
| Vernetzungsarbeit                             | 4,7  | 3,0  |
| Nichts davon                                  | 4,5  | 5,7  |
| Keine Angabe                                  | 0    | 0,2  |

Die Organisation und Durchführung von Veranstaltungen, welche von der Tätigkeit her auch als Planung und Umsetzung von Projekten verstanden werden kann<sup>28</sup>, stellt laut den befragten Ehrenamtlichen eine ihrer Hauptaufgaben dar. Vor allem das praktische Arbeiten wird in diesem Zusammenhang hervorgehoben. Doch auch die pädagogische Betreuung und Leitung von Gruppen ist für viele eine häufig geleistete Arbeit.

Mit Blick auf die von den Ehrenamtlichen eingeforderten Tätigkeitsanforderungen kommt die Studie zu folgenden Ergebnissen:

<sup>28</sup> Die Projektarbeit tritt nochmals als eigenständiges Tätigkeitsfeld auf. Das Eventmanagement ist allerdings im Sinne des Tätigkeitsprofils durchaus der Projektarbeit zuzuordnen, so dass die Projektarbeit bei Addition der Prozentzahlen inhaltlich klar dominiert.

Tab. 3: Tätigkeitsanforderungen für Ehrenamtliche im Sport (in Prozent, absolut):

| <b>Tätigkeitsanforderungen</b> | <b>2004</b> | <b>1999</b> |
|--------------------------------|-------------|-------------|
| Mit Menschen umgehen können    | 65,1        | 69,5        |
| Hohe Einsatzbereitschaft       | 53,1        | 54,9        |
| Fachwissen                     | 38,1        | 33,1        |
| Organisationstalent            | 37,4        | 36,6        |
| Belastbarkeit                  | 32,8        | 34,2        |
| Führungsqualitäten             | 27,7        | 30,3        |
| Selbstlosigkeit                | 15,6        | 17,1        |
| Mit Behörden umgehen           | 12,0        | 14,6        |

Der Umgang mit Menschen als soziale Komponente wird demnach von ungefähr zwei Dritteln der Befragten als Hauptanforderung gesehen. Auch stellen eine hohe Einsatzbereitschaft, Fachwissen und Organisationstalent gängige Anforderungen an Ehrenamtliche im Sport dar.

Das Bundesinstitut für Berufsbildung (BIBB) führt in regelmäßigen Abständen Großstudien durch, um Daten und Fakten zur Entwicklung von Qualifikationsanforderungen im Berufsleben zu erhalten. Im Jahre 1999 fand in diesem Zusammenhang eine Großstudie statt, die sich speziell mit überfachlichen Qualifikationen beschäftigte. Dazu wurden 23.444 Stellenangebote aus fünf überregionalen und 26 regionalen Zeitungen nach dem Zufallsverfahren erfasst ([www.bibb.de](http://www.bibb.de)) und nach überfachlichen Basisqualifikationen ausgewertet. Die Studie kam zu folgendem Ergebnis:

Tab. 4: Überfachliche Qualifikationen in Stellenanzeigen ([www.bibb.de](http://www.bibb.de))

| <b>Qualifikationsdimension</b>                   | <b>Anzeigen insgesamt</b> |
|--|---------------------------|
| Leistung, Motivation und persönliche Disposition | 46,4                      |
| Team, Kooperation und Kommunikation              | 33,4                      |
| Erfahrung und Professionalität                   | 27,8                      |
| Kognitive Fähigkeiten und Problemlösekompetenzen | 22,7                      |
| Mitwirkung und Gestaltung                        | 20,9                      |
| Kunden- und Dienstleistungsorientierung          | 14,3                      |
| Wandel, Innovation und Lernen                    | 13,5                      |
| Unternehmerisches Denken und Handeln             | 3,8                       |
| Persönlichkeit                                   | 2,9                       |

Ein Vergleich der hier dargestellten Studien offenbart deutliche Parallelen. Nennen Ehrenamtliche im Sport den Umgang mit Menschen und eine hohe Einsatzbereitschaft als die mit Abstand am meisten eingeforderten Leistungen, so thematisieren die von der Wirtschaft an eins und zwei gesetzten Qualifikationsdimensionen für zu besetzende Stellen die Bereiche Leistungsmotivation und Teamfähigkeit. Im Sport ehrenamtlich tätig zu sein verlangt also zu einem gro-

ßen Teil genau diejenigen Fähigkeiten, die auch im späteren Berufsleben als Garant für Erfolg gelten und vom Arbeitnehmer eingefordert werden. Zudem wird durch ein langjähriges Ehrenamt die von der Wirtschaft an dritter Stelle eingeforderte Qualifikation, die praktische Erfahrung, gleichsam mitgeliefert. Der Vergleich der Studien greift damit eine Strömung auf, die in neuerer Literatur schon seit längerem diskutiert wird: die Professionalität als Dimension des modernen Ehrenamtes.

## **Professionalität als Dimension des modernen Ehrenamtes**

Ein Ehrenamt ist per Definition keine Profession im Sinne eines Berufes. Allerdings findet sich im Zusammenhang mit Tätigkeitsbeschreibungen in ehrenamtlichen Organisationen häufig der Begriff der Professionalisierung. Die Vorstellung, dass jedes berufliche Handeln auf Basis eines systematisch entwickelten Wissens erfolgt (Steinbacher 2004, 107), beinhaltet auch eine gewisse Qualifizierungsdimension. Dabei wird Professionalität hier nicht in dem Sinne verstanden, dass Verberuflichungstendenzen beschrieben werden. Vielmehr haben Anforderungen an die Leistungserbringung dazu geführt, dass ehrenamtlich Tätige sich vom Laien zum freiwilligen Experten (Bröhme/Strasser 2001, 13) entwickelt haben.

Eine Professionalitätsdimension, die als Merkmal einer Tätigkeitsbeschreibung in Bezug auf den Ausdruck von Sachverstand und ein hohes Maß an Können zu verstehen ist, findet sich in weiten Bereichen von ehrenamtlich erbrachten Arbeiten wieder (Stricker 2006, 85). So haben sich im Laufe der Zeit Standards für die Erbringung von freiwilligen und ehrenamtlichen Dienstleistungen entwickelt, die aus einem Berufsverständnis heraus entstanden sind. Dabei orientieren sich die Bestimmungen häufig an Überprüfbarkeitskriterien und schaffen damit bürokratische Organisationsstrukturen. Hierdurch werden Personen vom Ehrenamt ausgegrenzt, denen es schwer fällt, sich in bürokratischen Strukturen zurechtzufinden (Enquete Kommission 2002, 370f.). Begriffe wie Qualitätssicherung und -kontrolle, Buchführung, Controlling und Kostenrechnung oder auch Marketing und Kundenorientierung haben in letzter Zeit ganz selbstverständlich Einzug in weite Bereiche des Ehrenamtes gehalten (Bandelt 2002). Studierende, die sich im Hochschulsport engagieren, wählen dabei nicht nur ihre Tätigkeitsbereiche gezielt nach ihren Interessen und Neigungen sowie ihrem Wissen und Können aus. Auch sie selber müssen einen gewissen Qualifizierungsgrad einbringen, um den Ansprüchen ihres Amtes gerecht zu werden.

Es werden also aktuell immer mehr Anforderungen an die Art der Dienstleistungserfüllung geknüpft, die von einem Berufsverständnis geprägt sind. Unabhängig davon, ob die Aufgabenerfüllung von haupt- oder ehrenamtlich Tätigen übernommen wird, ist diesen Ansprüchen gerecht zu werden. Stricker (2006, 87) sieht hier einen deutlichen Zusammenhang zwischen ehrenamtlich übernommenen Arbeiten und der beruflichen Laufbahn. Personen, die einen bestimmten Beruf innehaben bzw. anstreben, können sich im Ehrenamt indivi-

duell entsprechende Aufgaben suchen. Das Ehrenamt bietet eine Vielzahl von Tätigkeitsfeldern, die sich mit denen in hauptberuflichen Positionen decken, beispielsweise Verwaltungsaufgaben im Bereich Jura oder Betriebswirtschaft oder Gruppenbetreuung im Bereich der Pädagogik. Ähnliche Fallkonstruktionen sind für eine ganze Reihe von Berufsfeldern denkbar (Baur / Braun 2000, 98). Der Begriff der Professionalität geht in Anlehnung an ganzheitliche Bildungsmodelle über das Vorhandensein von Wissen hinaus. Er umschreibt vielmehr die Fähigkeit, die Kenntnisse aus einem vorhandenen Wissensfundus in konkreten Situationen angemessen anwenden zu können. Dabei ist das eigentliche Problem nicht die Frage nach dem Vorhandensein der profunden Kenntnisse, sondern die Frage, wie diese in der Aufgabenerfüllung eingesetzt werden (Tietgens 1988, 39).

Die hohe Korrelation zwischen den inhaltlichen und strukturellen Dimensionen modernen Ehrenamtes in Bezug auf Professionalisierungstendenzen und der im Rahmen des Bologna-Prozesses geforderten ‚Employability‘ legen nahe, dass gerade das freiwillige studentische Engagement in Institutionen der Hochschule die curricular geforderte „Berufsbefähigung“ fördern kann. Die Chance, die sich hieraus ergibt, kann sich in zweierlei Hinsicht positiv auf den Hochschulstandort auswirken. Zum einen ist ein Instrument gegeben, um den Studierenden praxisnahe Erfahrungen in professionalisierten Arbeitsstrukturen auch innerhalb der Hochschule zu liefern, zum anderen werden intern jene Einrichtungen gestärkt, die auf den ehrenamtlichen Einsatz studentischer Kräfte angewiesen sind, wie beispielsweise der Hochschulsport. Um allerdings von diesen positiven Effekten zu profitieren, bedarf es einer Aufwertung des freiwilligen Engagements sowie einer Verknüpfung zwischen hochschulinternem Ehrenamt und Studium.

## **Förderung des studentischen Ehrenamtes im Hochschulsport**

Die bisherigen Ausführungen haben dazu beigetragen, ein differenziertes Bild des studentischen Ehrenamtes zu erlangen. Seine Bedeutung für den Hochschulsport stellt dabei in Zusammenhang mit der Problematik der Nachwuchsrekrutierung ein ernsthaftes Problem dar. Im Gegensatz hierzu scheint sich durch die besondere Qualität ehrenamtlicher Tätigkeiten sowie ihre Überschneidungsbereiche mit reformierten curricularen Anforderungen im Studium eine Chance aufzutun, freiwillige Tätigkeiten im Rahmen der Hochschule aufzuwerten.

Behr sieht das Prinzip der „biografischen Passung“ als ausschlaggebend an, sich für oder gegen ein Ehrenamt zu entscheiden. Anstelle der Sozialisation in einem bestimmten Milieu, wird der Einzelne sich heute für ein Ehrenamt entscheiden, wenn in einer spezifischen Lebensphase Motiv, Anlass und Gelegenheit biografisch zusammenpassen (Behr 2000, 13). Als Voraussetzung für ein solches Engagement unterstreicht er deutlich die Anerkennung und Förderung

solcher Tätigkeiten. Für Beher wird ehrenamtliche Arbeit daher bislang nicht ausreichend zertifiziert. Auch der Deutsche Bundestag weist mit Nachdruck auf die Schaffung der notwendigen organisatorischen, finanziellen und sozialrechtlichen Rahmenbedingungen für die Mobilisierung der sozialen Ressourcen der Gesellschaft hin (Bundesdrucksache 13/3232 1995). Die Hochschulstandorte müssen sich daher zukünftig mehr darum bemühen, ihre Ehrenamtlichen in ihrem Engagement zu ermutigen und zu unterstützen. Um dieser Förderung aktiv nachzukommen, bieten sich nach Stecker (2003, 133) grundsätzlich zwei Wege an: die ideelle Förderung und die Förderung durch materielle Anreize. Ideelle Förderung bedeutet auf eine größere gesellschaftliche Wertschätzung von Ehrenamt abzielen, z. B. in Form von öffentlichen Ehrungen und Auszeichnungen. Dieser Weg belastet dabei nicht direkt das Budget der Trägerorganisation, ihr sozialstaatlicher Nutzen aufgrund höherer ehrenamtlicher Beteiligung kann allerdings sehr hoch sein. Die materielle Förderung ist hingegen mit Ausgabe-steigerungen bzw. Einnahmeverlusten verbunden und beruht meist auf finanziellen Leistungen oder geldwerten Vorteilen.

Da das Problem der Nachwuchsgenerierung im studentischen Ehrenamt durch die allgemeinen wie auch die Langzeit-Studiengebühren bei kürzerer Regelstudienzeit eher materiell bedingt ist, stellt die Schaffung eines materiellen Ausgleichs einen nahe liegenden Lösungsansatz dar. Im Zuge aktueller Reduzierungen von öffentlichen Finanzmitteln wird man diesen Weg allerdings kaum einschlagen können. Denkbar wäre auch eine verstärkte Förderung in direkter Anlehnung an das System der Studiengebühren. Eine Freistellung bzw. Minderung der allgemeinen Studiengebühren könnte sich dabei als hochgradig wirksam erweisen, wird jedoch im Rahmen der Gesetzgebung wohl ebenso nur schwer zu realisieren sein. Der materielle Vorteil wäre zudem so groß, dass Ehrenamt per Definition untergraben werden würde. Ein praktikableres Modell wäre die Anrechnung eines Ehrenamtes auf die Regelstudienzeit im Hinblick auf Langzeitstudiengebühren. In Bezug auf das studentische Ehrenamt würde diese Förderungsmaßnahme die sich negativ auswirkenden Effekte von Studiengebühren und Studienzeitverkürzung gleichsam reduzieren.

Durch die verstärkte Einbettung berufsqualifizierender Inhalte in die Hochschulcurricula ist zudem eine weitere Aufwertungsmaßnahme im Grenzbereich von materieller und immaterieller Förderung denkbar: die Besoldung von studentischem Ehrenamt mit ECTS-Punkten und damit die Möglichkeit, ehrenamtliche Tätigkeiten hochschulintern als Teil der Studienleistung anzuerkennen. Dieser Ansatz erscheint umso brauchbarer, als dass er in Reflexion seiner Tragweite positive Effekte für Studierende als auch Hochschule bereithält. Die Studierenden beziehen einen angemessenen Ausgleich für ihr freiwilliges Engagement in Einrichtungen der Hochschule und können interessengeleitet praktische Erfahrungen in professionell strukturierten Tätigkeitsfeldern sammeln. Für die Hochschule bietet sich die Chance der geforderten Vermittlung curricularer Inhalte zur Berufsbefähigung unter eigenem Dach nachzukommen. Dabei arbeitet sie nicht nur kostenneutral, sondern erzielt in Bezug auf Humanressourcen gar einen Mehrgewinn. Einrichtungen wie der Hochschulsport werden zudem in

ihren ehrenamtlichen Organisationsstrukturen nachhaltig gesichert und gefördert.

Der Hochschulsport wird sich in Zukunft verstärkt für eine angemessene Förderung des studentischen Ehrenamts einsetzen müssen, um in seinen jetzigen Organisationsstrukturen handlungsfähig zu bleiben. Durch die berufsqualifizierenden Elemente der erbrachten ehrenamtlichen Leistungen scheinen Möglichkeiten gegeben, das studentische Engagement im Kontext reformierter Hochschulcurricula auf Dauer zum gegenseitigen Nutzen von Hochschule und Studierenden zu fördern. Soll dieser Weg beschritten werden, bedarf es jedoch einer konkreten Evaluation der geleisteten ehrenamtlichen Arbeit, um greifbare Aussagen über Umfang und Art der berufsorientierten Qualifizierung im Zusammenhang mit dem Studienziel treffen zu können. Zudem müssen die erbrachten Leistungen überprüfbar werden, um als Teil des Fachstudiums in Form von Studienzeitebegünstigungen oder ECTS-Punkten besoldet zu werden. Die Empfehlung an den Hochschulsport muss daher lauten in einen konstruktiven Dialog mit der jeweiligen Hochschule zu treten, um Chancen und Grenzen für die Förderung des studentischen Ehrenamtes im Sportbereich zu erörtern. Die am Anfang dieses Beitrags aufgeführten Folgen der aktuellen Reformprozesse bieten neben der direkten Gefährdung somit auch die Aussicht auf eine nachhaltige Aufwertung des Ehrenamtes und sollten für den Hochschulsport vor allem als Handlungsaufforderung verstanden werden, sich auch weiterhin für seine vielen freiwilligen Helfer stark zu machen.

### *Literatur:*

- Anders, G. (1990): Ehrenamtliche Mitarbeit im Sportverein - eine Bestandsaufnahme. Referat bei der Tagung „Gewinnung von ehrenamtlichen Mitarbeitern/innen im Sport, Berlin.
- Anheier, H./Priller, E./Zimmer, A. (2000): Zur zivilgesellschaftlichen Dimension des dritten Sektors. In: Klingemann, H. D./ Neidhardt, F.: Zur Zukunft der Demokratie: Herausforderungen im Zeitalter der Globalisierung, Berlin.
- Anheier, H./ Toepler, S. (2002): Bürgerschaftliches Engagement in Europa – Überblick und gesellschaftspolitische Einordnung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Band 9.
- Badelt, C. (2002): Handbuch der Nonprofit Organisation: Strukturen und Management, erw. Auflage, Stuttgart.
- Bauer, J./Braun, S. (2000): Freiwilliges Engagement und Partizipation in ostdeutschen Sportvereinen – Eine empirische Analyse zum Institutionentransfer, Köln.
- Behr, K. (2000): Strukturwandel des Ehrenamtes – Gemeinwohlorientierung im Modernisierungsprozess, Weinheim.
- Birnkrant, G. (2003): Ehrenamt in kulturellen Institutionen im Vergleich zwischen den USA und Deutschland, Hamburg.
- Brömme, N./Strasser, H. (2001): Gespaltene Bürgergesellschaft? Die ungleichen Folgen des Strukturwandels von Engagement und Partizipation. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Band 25-26.

- Bundesdrucksache 13/3232 (1995): Antrag an den deutschen Bundestag, „Freiwilliges soziales Engagement zu fördern und zur Selbstständigkeit zu ermutigen“, Bonn.
- Deutscher Sportbund (2001): Veltins Sportstudie, Meschede.
- Dietrich, A. (2006): Chancenbeilage – Freiwillige vor! In: Die Zeit, Nr. 19, 04.05.2006.
- Enquete-Kommission (2002): Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements. In: Deutscher Bundestag: Bericht Bürgerschaftliches Engagement: auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft, Opladen.
- Friedrich, W./Puxi, M (1994): Arbeitswelt, Lebensstile, Freizeitverhalten und die Auswirkungen auf den Sport – Konsequenzen für sportliche Aktivitäten und ehrenamtliche Mitarbeit, Düsseldorf.
- Gabriel, O. (2002): Sozialkapital und Demokratie: Zivilgesellschaftliche Ressourcen im Vergleich, Wien.
- Heil, M. (2003): Dank und Anerkennung für das Ehrenamt. In: Kreissportbund Göttingen: Sporthandbuch, Göttingen.
- Heinz, R./Strünck, C. (2000): Die Verzinsung des sozialen Kapitals – Freiwilliges Engagement im Strukturwandel. In: Beck, U.: Die Zukunft von Arbeit und Demokratie, Frankfurt/Main.
- Kulbach, R. (2002): Das Ehrenamt im Wohlfahrtsverband: quantitative und qualitative Entwicklungen. In: Soziale Arbeit, Heft 2.
- Lederer, M. (2005): Gemeinsam oder einsam? Von der Funktion und Wirkung von Sozialkapital bei unterschiedlichen Theoretikern, Bregenz.
- OECD (2004): OECD Employment Outlook, Paris.
- Pankoke, E. (2002): Ehren-Amt und Bürger-Kompetenz: Freies Engagement als soziales Kapital. In: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit, Band 3.
- Putnam, R. (1995): Bowling alone: The collapse and revival of American community, New York.
- Rauschenbach, T./Müller, S./Otto, U. (1992): Vom öffentlichen und privaten Nutzen des sozialen Ehrenamtes. In: Rauschenbach, T./Müller, S.: Das soziale Ehrenamt – Nützliche Arbeit zum Nulltarif, Weinheim/München.
- Rittner, V./Keiner, R./Keiner, R. (2006): Freiwillige Tätigkeit im Sport . Sportbezogene Auswertung der Freiwilligersurveys des BMFSFJ 1999 und 2004, Köln.
- Rosenblatt, B. (2001): Freiwilliges Engagement in Deutschland, Ergebnisse der Repräsentativerhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement, Stuttgart.
- Schwieb, H. (1994): Vorwort des Kultusministers NRW. In: Friedrich, W./Puxi, M: Arbeitswelt, Lebensstile, Freizeitverhalten und die Auswirkungen auf den Sport – Konsequenzen für sportliche Aktivitäten und ehrenamtliche Mitarbeit, Düsseldorf.
- Stecker, C. (2003): Vergütete Solidarität und solidarische Vergütung, Opladen.
- Steinbacher, E. (2004): Bürgerschaftliches Engagement in Wohlfahrtsverbänden – Professionelle und organisationale Herausforderungen in der sozialen Arbeit, Wiesbaden.

- Stricker, M (2006): Ehrenamt als soziales Kapital: Partizipation und Professionalität in der Bürgergesellschaft, Duisburg-Essen.
- Tietgens, H. (1988): Professionalität für die Erwachsenenbildung. In: Gieseke, W.: Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung, Bad Heilbrunn.
- Winkler, J. (1994): Ehre und Amt, ehrenamtliche Tätigkeit als Teil spezifischer Lebensstile, Frankfurt/Main.
- Winkler, J./Weis, K. (1995): Soziologie des Sports, Theorieansätze, Forschungsansätze und Forschungsperspektiven, Opladen.
- Wolf, J. (2001): Das Ehrenamt im Sportverein. Unverzichtbar! Unersetzlich! Unbezahlbar!, Paderborn.

*Internetquellen:*

[www.bibb.de/de/print/1759.htm](http://www.bibb.de/de/print/1759.htm) (BIBB-Stellenanzeigenanalyse 1999; Herausgeber: Bundesinstitut für Berufsbildung – Der Generalsekretär (Stand: 08.02.2005))



# **Der Einfluss des Jugendsports auf den Bildungs- und Arbeitsmarkterfolg**

Thomas Cornelißen, Christian Pfeifer

## **Einleitung**

Ökonomische Untersuchungen zum Thema Sport beschränken sich zumeist auf den Profisport (z.B. Fußball). Beispielsweise werden die Arbeitsbeziehungen zwischen Sportlern und Management, Fragen der Anreizgestaltung sowie der Finanzierung von Stadien und Großveranstaltungen analysiert (Sloane 2006). Evaluiert werden auch häufig aggregierte ökonomische Effekte von Großveranstaltungen wie der Fußballweltmeisterschaft 2006, indem die Erträge bzw. der Nutzen den entstandenen Kosten gegenübergestellt werden. Hierdurch lässt sich die Rendite staatlicher Investitionen in solche Veranstaltungen, aber auch in den Bau von Stadien ermitteln. Die Wirkungen des Breitensports werden dagegen in der ökonomischen Literatur weitgehend ignoriert. Aber gerade der Breitensport und insbesondere der Jugendsport können nicht nur eine integrative Wirkung entfalten, sondern auch einen positiven Einfluss auf die Produktivität ausüben, die aus ökonomischer Sicht besonders interessant ist. Bisherige Studien zum Zusammenhang von Sport im Jugendalter und Bildungs- sowie Arbeitsmarkterfolg stammen ausschließlich aus den USA und finden zumeist eine positive Korrelation (Long/Caudill 1991; Maloney/McCormick 1993; Anderson 1998; Barron/Ewing/Wadell 2000; Robst/Keil 2000; Eide/Ronan 2001; Lipscomb 2006; Stevenson 2006). Da Jugendsport in den USA aber vor allem in Schulmannschaften stattfindet, sind die Ergebnisse nicht auf Deutschland und dessen System der Sportvereine übertragbar. Der vorliegende Beitrag versucht hier etwas

Licht ins Dunkel zu bringen. Zunächst werden theoretische Argumente für einen positiven Einfluss des Jugendsports auf den Bildungs- und Arbeitsmarkterfolg geliefert, bevor wir mit einem großen deutschen Personendatensatz empirische Evidenz hierfür liefern.

## Theoretische Überlegungen

### Theorie der Zeitallokation

In der Diskussion über die Beteiligung am Sport und schulische Leistungen wird häufig das Argument angeführt, dass Sportaktivitäten Zeit in Anspruch nehmen, die dann nicht mehr für das Lernen genutzt werden kann („Verdrängungseffekt“). Allerdings unterliegt diese Überlegung der Annahme, dass es lediglich zwei Aktivitäten gibt – nämlich Sport und Schule – auf die das Zeitbudget verteilt werden kann. Jedoch gibt es ein ganzes Bündel von Freizeitaktivitäten (Becker 1965) und nicht nur den Sport. So können wir Freizeitaktivitäten in gute (z.B. Sport, Lesen) und schlechte (z.B. Alkohol, Rauchen) Aktivitäten unterteilen, wobei die schlechten Freizeitaktivitäten einen negativen Effekt auf schulische Leistungen haben, während gute Aktivitäten zumindest keinen direkten negativen Effekt haben. Falls die Beteiligung an Sportaktivitäten nun die schlechten Freizeitaktivitäten verdrängt, könnte der Einfluss von Sport auf schulische Leistungen sogar positiv sein. Amerikanische Untersuchungen zeigen, dass Athleten weniger Zeit mit Fernsehen verbringen und mehr Zeit für ihre Hausaufgaben aufbringen (Anderson 1998).

### Produktivitätseffekte

Neben den indirekten Effekten der Zeitallokation kann vom Sport auch ein direkter Produktivitätseffekt ausgehen. Zum einen hat Sport einen gesundheitsfördernden Aspekt, der sowohl die Bildungs- als auch die Arbeitsmarktproduktivität erhöhen kann. Beispielsweise melden sich gesunde Personen weniger häufig krank und fehlen somit seltener in der Schule und bei der Arbeit. Zum anderen hat Sport auch einen Einfluss auf das Verhalten junger Menschen. Da Sport in regulierten sozialen Systemen stattfindet (z.B. Spielregeln, Mitspieler, Gegner, Training, Wettkämpfe), lernen junge Menschen unter anderem im Team zu arbeiten, mit Konflikten umzugehen, Verantwortung zu übernehmen sowie diszipliniert, selbstbewusst und motiviert zu sein. Diese Verhaltensweisen sollten sowohl die Produktivität in der Schule als auch im späteren Arbeitsleben erhöhen. Neueste Studien belegen, dass der Erwerb solcher nicht-kognitiven Fähigkeiten insbesondere in jungen Jahren stattfindet und einen sehr großen Einfluss auf den späteren Erfolg einer Person ausübt (Heckman/Stixrud/Urzua 2006; Pfeiffer/Reuß 2007).

Frauen könnten in stärkerem Ausmaß als Männer von der Beteiligung am Sport profitieren. Denn empirische Untersuchungen zeigen, dass Frauen im

Vergleich zu Männern eine geringere Wettbewerbsorientierung haben (Niederle/Vesterlund 2005). Da dies bereits im Kindesalter messbar ist, wird dies teilweise auf biologische Unterschiede zwischen Frauen und Männern zurückgeführt (Gneezy/Rustichini 2004). Für Frauen könnten daher die durch die Teilnahme an Sportaktivitäten und insbesondere an Wettkämpfen erworbenen Verhaltensweisen wie höheres Selbstbewusstsein und stärkere Wettbewerbsorientierung hilfreich sein, um sich in einer immer noch männlich dominierten Gesellschaft durchzusetzen.

## Empirische Ergebnisse

### Datensatz

Die empirische Untersuchung basiert auf Daten des Sozio-Ökonomischen Panels (SOEP) – einer jährlichen Wiederholungsbefragung von Haushalten in Deutschland. Die Analyse wird auf westdeutsche Befragte begrenzt, da das Sportsystem und das Schulsystem in der ehemaligen DDR nicht mit dem der Bundesrepublik vergleichbar war. Anzumerken ist, dass das SOEP im Jahr 2002 durch eine Zusatzstichprobe von Hocheinkommensbezieherinnen ergänzt wurde und daher Bezieher von hohem Einkommen in den im Folgenden vorgestellten Auswertungen überrepräsentiert sind. Qualitativ bleiben die Ergebnisse jedoch unverändert, wenn die Analyse ohne die Einbeziehung der Hocheinkommensbezieher durchgeführt wird. Der Datensatz enthält ein breites Spektrum an sozio-ökonomischen Merkmalen der befragten Personen. Insbesondere werden bei Erstbefragten in einem Biografiefragebogen Angaben über die Kindheit und Jugend erhoben, zu denen seit dem Befragungsjahr 2000 auch außerschulische Sportaktivitäten gehören. Obwohl das SOEP seit 1984 existiert, umfasst die hier vorliegende Analyse daher nur die Personen, welche zwischen 2000 und 2005 neu in die Befragung aufgenommen wurden und dementsprechend den Biografiefragebogen mit den Fragen zu den sportlichen Aktivitäten beantwortet haben. Die entsprechenden Fragen lauten:

Haben Sie in Ihrer Jugend außerhalb der Schule Sport getrieben?  
Haben Sie in dieser Sportart auch an Wettkämpfen teilgenommen?

Der Datensatz enthält auch ausführliche Informationen zum Bildungs- und Arbeitsmarkterfolg der befragten Personen. Der Bildungserfolg wird über den Schulabschluss sowie über den Ausbildungs- oder Studienabschluss gemessen. Bei den Schulabschlüssen stehen insbesondere die Kategorien „Schule ohne Abschluss verlassen“, „Volks-/Hauptschulabschluss“, „Realschulabschluss/Mittlere Reife“ und „Fachhochschulreife/Hochschulreife/Abitur“ zur Verfügung. Bei den Ausbildungs- bzw. Studienabschlüssen lassen sich zudem die Kategorien, „kein berufsbildender Abschluss“, „Lehre/Ausbildung“ und „Hochschulabschluss“ identifizieren. Da die Wiederholungsbefragungen des

SOEP darauf abzielen, die befragten Personen über einen längeren Zeitraum zu verfolgen, stehen für die seit 2000 in die Befragung aufgenommenen Personen über mehrere Jahre Daten zu deren Arbeitsmarkterfolg zur Verfügung. In die hier vorliegende Analyse gehen Angaben dazu ein, ob eine Erwerbstätigkeit vorliegt, und wenn ja, ob es sich um eine Teilzeit- oder eine Vollzeiterwerbstätigkeit handelt. Außerdem wird der Bruttomonatslohn erhoben. Mit der gleichzeitigen Angabe der tatsächlichen Arbeitszeit, lässt sich hieraus der effektive Bruttostundenlohn berechnen.

Im Folgenden werden die Unterschiede im Bildungs- und Arbeitsmarkterfolg zwischen den Personen ohne außerschulische Sportbeteiligung in der Jugend und den Personen mit Sportbeteiligung untersucht. Die Personen mit Sportbeteiligung werden dabei noch weiter aufgegliedert in solche mit und ohne Wettkampfbeteiligung. Die Analyse erfolgt für Männer und Frauen getrennt, wobei zunächst der Bildungs- und dann der Arbeitsmarkterfolg untersucht werden. Zuvor soll jedoch kurz auf das Ausmaß der außerschulischen Sportbeteiligung bei Männern und Frauen eingegangen werden.

16 % der Männer geben an, dass sie außerschulischen Sport ohne Wettbewerbsbeteiligung betrieben haben, während 48 % angeben, Sport mit Wettbewerbsbeteiligung betrieben zu haben. Insgesamt liegt die Beteiligung an außerschulischen Sportaktivitäten somit bei Männern bei 64 %. Die Beteiligung an außerschulischen Sportaktivitäten ohne Wettkampfbeteiligung liegt bei Frauen mit 19 % leicht höher als bei Männern, während die Beteiligung an Sport mit Wettbewerbsbeteiligung bei Frauen mit 25 % deutlich geringer ist als bei Männern. Damit ergibt sich bei Frauen eine Beteiligung an außerschulischen Sportaktivitäten von insgesamt 44 %.

## Bildungserfolg

Tabelle 1 enthält die Indikatoren für den Bildungserfolg. In die Analyse des Bildungserfolges gehen erwachsene Befragte aller Altersgruppen ein. Im oberen Teil der Tabelle sind die Ergebnisse für Männer und im unteren Teil für Frauen dargestellt. Von den insgesamt 2930 befragten Männern gaben 1,8 % an, keinen Schulabschluss zu besitzen. Während der Anteil 2,4 % bei Befragten beträgt, die in der Jugend keinen Sport ausübten, beträgt der Anteil bei Befragten mit Sport ohne Wettkämpfe 2,0 % und bei Befragten die Sport mit Wettkämpfen ausübten nur 1,3 %. Die Differenzen zwischen den Gruppen in Prozentpunkten sind in den letzten beiden Spalten der Tabelle dargestellt. Die Wahrscheinlichkeit, die Schule ohne Abschluss zu verlassen, ist also für Teilnehmer des Jugendsportes ohne Wettkämpfe um 0,4 Prozentpunkte geringer als für Nichtteilnehmer. Für Teilnehmer mit Wettkämpfen ist diese Wahrscheinlichkeit um 1,1 Prozentpunkte geringer.

Tab. 1: Jugendsport und Bildungserfolg

|                                       | Alle  | Kein Sport | Sport ohne Wettkampf | Sport mit Wettkampf | Differenz (B)-(A) | Differenz (C)-(A) |
|---------------------------------------|-------|------------|----------------------|---------------------|-------------------|-------------------|
|                                       | (A)   | (B)        | (C)                  | (B)-(A)             | (C)-(A)           |                   |
| <b>Männer</b>                         |       |            |                      |                     |                   |                   |
| Kein Schulabschluss                   | 1,8%  | 2,4%       | 2,0%                 | 1,3%                | -0,4%             | -1,1%**           |
| Hauptschulabschluss                   | 42,6% | 51,9%      | 38,9%                | 37,0%               | -13,0%***         | -14,9%***         |
| Realschulabschluss                    | 23,1% | 20,0%      | 23,4%                | 25,3%               | 3,4%              | 5,3%***           |
| (Fach-)hochschulreife / Abitur        | 32,5% | 25,7%      | 35,7%                | 36,4%               | 10,0%***          | 10,7%***          |
| Summe                                 | 100%  | 100%       | 100%                 | 100%                |                   |                   |
| <b>Kein berufsbildender Abschluss</b> |       |            |                      |                     |                   |                   |
| Ausbildung / Lehre                    | 5,4%  | 7,3%       | 5,9%                 | 3,8%                | -1,4%             | -3,5%***          |
| Hochschulabschluss                    | 29,3% | 24,2%      | 31,5%                | 32,4%               | 7,3%***           | 8,2%***           |
| Summe                                 | 100%  | 100%       | 100%                 | 100%                |                   |                   |
| <b>Frauen</b>                         |       |            |                      |                     |                   |                   |
| Kein Schulabschluss                   | 0,9%  | 1,2%       | 1,0%                 | 0,4%                | -0,2%             | -0,8%*            |
| Hauptschulabschluss                   | 42,3% | 53,3%      | 31,1%                | 25,8%               | -22,2%***         | -27,5%***         |
| Realschulabschluss                    | 30,5% | 26,5%      | 32,7%                | 37,6%               | 6,2%***           | 11,1%***          |
| (Fach-)hochschulreife / Abitur        | 26,3% | 19,0%      | 35,2%                | 36,2%               | 16,2%***          | 17,2%***          |
| Summe                                 | 100%  | 100%       | 100%                 | 100%                |                   |                   |
| <b>Kein berufsbildender Abschluss</b> |       |            |                      |                     |                   |                   |
| Ausbildung / Lehre                    | 15,6% | 20,6%      | 12,2%                | 6,8%                | -8,4%***          | -13,8%***         |
| Hochschulabschluss                    | 65,9% | 66%        | 62,4%                | 68,3%               | -3,6%             | 2,3%              |
| Summe                                 | 100%  | 100%       | 100%                 | 100%                |                   |                   |

Quelle: SOEP, 2000-2005, Westdeutsche Erwachsene aller Altersgruppen, eine Beobachtung je Person.

Die in Prozentpunkten angegebenen Differenzen sind auf dem 10%-Niveau (\*), 5%-Niveau (\*\*) und 1%-Niveau (\*\*\*) statistisch gesichert (zweiseitige t-Tests auf Gleichheit der Mittelwerte). Fallzahlen: 2930 Männer, 3071 Frauen.

Bei Hauptschulabschlüssen ergibt sich ein ähnliches Bild. Die Teilnehmer am Jugendsport besitzen deutlich seltener (13 bzw. 14,9 Prozentpunkte) einen Hauptschulabschluss. Im Gegenzug haben die Teilnehmer am Jugendsport eine höhere Wahrscheinlichkeit einen Realschulabschluss (3,4 bzw. 5,3 Prozentpunkte) oder ein Abitur (10 bzw. 10,7 Prozentpunkte) zu erreichen. Beispielsweise beträgt der Anteil der Abiturienten 25,7 % bei Befragten, die keinen Sport ausübten, und über 35 % bei Befragten, die Sport während der Jugend ausübten. Ähnliche Effekte sind auch bei der Berufsausbildung zu beobachten. Denn

Sportler haben eine deutlich geringere Wahrscheinlichkeit ohne einen Berufsabschluss dazustehen und eine deutlich höhere Wahrscheinlichkeit einen Hochschulabschluss zu erreichen.

Die Unterschiede zwischen Personen, die Sport in der Jugend betrieben haben und denen die keinen Sport betrieben haben, sind bei Frauen noch größer als bei Männern. So ist der Anteil der Abiturientinnen bei Frauen, die Sport getrieben haben, um 16 bis 17 Prozentpunkte größer als bei Frauen, die keinen Sport getrieben haben, und auch der Anteil der Hochschulabsolventinnen ist um etwa 12 Prozentpunkte größer. Aber auch bei den Geringqualifizierten sind solche starken Effekte beobachtbar. Denn der Anteil der Frauen ohne einen berufsbildenden Abschluss liegt bei über 20 % bei den Nicht-Sportlerinnen, während der Anteil 12,2 % bei den Sportlerinnen ohne Wettkampferfahrung und sogar nur 6,8 % bei den Sportlerinnen mit Wettkampferfahrung beträgt. Der Zusammenhang zwischen Jugendsport und Bildungserfolg ist somit deutlich positiv und bei Frauen stärker ausgeprägt als bei Männern.

### Arbeitsmarkterfolg

Die Indikatoren für den Arbeitsmarkterfolg sind in Tabelle 2 zusammengefasst. In die Analyse des Arbeitsmarkterfolges gehen nur Befragte der Altersgruppe zwischen 20 und 65 Jahren ein. Sowohl Männer als auch Frauen, die in der Jugend Sport getrieben haben sind mit einer höheren Wahrscheinlichkeit erwerbstätig und gehen auch häufiger einer Vollzeit- als einer Teilzeitbeschäftigung nach als Personen, die in der Jugend nicht an Sportaktivitäten teilgenommen haben. Zudem sind auch ihre Einkommen höher als die Einkommen der Nicht-Sportler. So verdienen Männer, die an Sport ohne Wettkämpfe teilgenommen haben, € 259 mehr im Monat und Männer, die an Sport mit Wettkämpfen teilgenommen haben, € 195 mehr im Monat. Während bei Männern die Teilnahme an Wettkämpfen keinen zusätzlichen positiven Einfluss hat, ist der Wettkampfeffekt bei Frauen wiederum stärker ausgeprägt. Denn Frauen, die Sport in Wettkampfumgebungen betrieben haben, sind mit einer noch höheren Wahrscheinlichkeit erwerbstätig und insbesondere vollzeiterwerbstätig als Frauen, die nur an Sport aber an keinen Wettkämpfen teilgenommen haben. Dies spiegelt sich auch im Einkommen wider, da Sportlerinnen ohne Wettkampferfahrung zwar € 161 mehr im Monat verdienen als Nicht-Sportlerinnen, aber Sportlerinnen mit Wettkampferfahrung sogar € 244 mehr im Monat verdienen als Nicht-Sportlerinnen.

Tab. 2: Jugendsport und Arbeitsmarkterfolg

|                                 | Alle   | Kein Sport | Sport ohne Wettkampf | Sport mit Wettkampf | Differenz (B)-(A) | Differenz (C)-(A) |
|---------------------------------|--------|------------|----------------------|---------------------|-------------------|-------------------|
|                                 | (A)    | (B)        | (C)                  | (B)-(A)             | (C)-(A)           |                   |
| <b>Männer</b>                   |        |            |                      |                     |                   |                   |
| Nicht erwerbstätig / arbeitslos |        |            |                      |                     |                   |                   |
|                                 | 25,1%  | 29,5%      | 21,4%                | 23,1%               | -8,1%***          | -6,4%             |
| Teilzeit erwerbstätig           |        |            |                      |                     |                   |                   |
|                                 | 2,5%   | 3,0%       | 2,7%                 | 2,1%                | -0,3%             | -0,9%             |
| Vollzeit erwerbstätig           |        |            |                      |                     |                   |                   |
|                                 | 72,4%  | 67,5%      | 75,9%                | 74,8%               | 8,4%***           | 7,3%***           |
| Summe                           |        |            |                      |                     |                   |                   |
|                                 | 100%   | 100%       | 100%                 | 100%                |                   |                   |
| 3720                            |        |            |                      |                     |                   |                   |
| Bruttomonatslohn                |        |            |                      |                     |                   |                   |
|                                 | €      | 3579 €     | 3838 €               | 3774 €              | 259 €**           | 195 €**           |
| Bruttostundenlohn               |        |            |                      |                     |                   |                   |
|                                 | 20.8 € | 20.4 €     | 21.2 €               | 21.0 €              | 0.8 €             | 0.6 €             |
| <b>Frauen</b>                   |        |            |                      |                     |                   |                   |
| Nicht erwerbstätig / arbeitslos |        |            |                      |                     |                   |                   |
|                                 | 48,5%  | 52,9%      | 44,9%                | 41,4%               | -8%***            | -11,5%***         |
| Teilzeit erwerbstätig           |        |            |                      |                     |                   |                   |
|                                 | 27,5%  | 26,3%      | 30,1%                | 28,2%               | 3,8%***           | 1,9%**            |
| Vollzeit erwerbstätig           |        |            |                      |                     |                   |                   |
|                                 | 24,0%  | 20,8%      | 25,0%                | 30,4%               | 4,2%***           | 9,6%***           |
| Summe                           |        |            |                      |                     |                   |                   |
|                                 | 100%   | 100%       | 100%                 | 100%                |                   |                   |
| 1817                            |        |            |                      |                     |                   |                   |
| Bruttomonatslohn                |        |            |                      |                     |                   |                   |
|                                 | €      | 1715 €     | 1876 €               | 1959 €              | 161 €***          | 244 €***          |
| Bruttostundenlohn               |        |            |                      |                     |                   |                   |
|                                 | 14.8 € | 14.4 €     | 15.3 €               | 15.1 €              | 0.9 €**           | 0.7 €**           |

Quelle: SOEP, 2000-2005, Westdeutsche im Alter zwischen 20 und 65 Jahren, mehrere Beobachtungen je Person.

Die in Prozentpunkten und € angegebenen Differenzen sind auf dem 10%-Niveau (\*), 5%-Niveau (\*\*) und 1%-Niveau (\*\*\*) statistisch gesichert (zweiseitige t-Tests auf Gleichheit der Mittelwerte). Fallzahlen Männer: Erwerbsbeteiligung 11405, Bruttomonatslohn 7444, Bruttostundenlohn 7254. Fallzahlen Frauen: Erwerbsbeteiligung 12012, Bruttomonatslohn 5833, Bruttostundenlohn 5675.

## Kausalität

Bei den hier verwendeten Analysemethoden bleibt zunächst offen, ob der aufgezeigte positive Zusammenhang tatsächlich auf einen kausalen Effekt der Sportaktivitäten auf den Bildungs- und Arbeitsmarkterfolg zurückzuführen ist. Sicherlich geht der Zusammenhang teilweise auf Einflüsse zurück, die in der hier vorgestellten Analyse nicht berücksichtigt wurden. So lässt sich beispielsweise beobachten, dass jüngere Befragte im Durchschnitt höhere Schulabschlüsse und berufsbildende Abschlüsse sowie, zumindest bei Frauen, eine höhere Erwerbsbeteiligung aufweisen. Gleichzeitig haben spätere Geburtsjahrgänge deutlich häufiger am Jugendsport teilgenommen als frühere Geburtsjahrgänge. Höchstwahrscheinlich ist die positive Entwicklung beim Jugendsport über einen längeren

Zeitraum jedoch nicht die hauptsächliche Ursache für die gleichzeitige positive Entwicklung des Berufs- und Arbeitsmarkterfolges, sondern beide Entwicklungen sind sicherlich teilweise von Drittfaktoren verursacht worden. Ebenso ist es möglich, dass hinter dem Zusammenhang zwischen dem Jugendsport und dem Berufs- bzw. Arbeitsmarkterfolg Faktoren stehen, die im Elternhaus und der Erziehung zu finden sind. Eltern, die sich um außerschulische Aktivitäten ihrer Kinder kümmern, achten vielleicht auch stark auf die schulischen Leistungen ihrer Kinder, womit ein positiver jedoch nicht kausaler Zusammenhang zwischen Jugendsport und Bildungserfolg hergestellt wäre. Des Weiteren ist denkbar, dass begabtere oder ehrgeizigere Schüler sich in den Jugendsport selektieren, was ebenfalls einen positiven Zusammenhang zwischen Jugendsport und Bildungserfolg erklären kann. Dieser Zusammenhang wäre jedoch nicht kausal, da in diesem Fall die Schüler auch ohne die Teilnahme am Jugendsport einen höheren Bildungs- und Arbeitsmarkterfolg erzielt hätten. Eine umgekehrte Selektion „schlechterer“ Schüler ist ebenso denkbar und würde die Messung eines kausalen Einflusses ebenfalls erschweren.

In einer weiterführenden ökonometrischen Analyse, haben wir diese methodischen Probleme berücksichtigt, indem wir den geschätzten Zusammenhang um weitere wichtige Einflüsse (Geburtsjahrgang, Merkmale des Elternhauses und der Schule) bereinigt haben und eine Methode angewandt haben, die es erlaubt, dem Problem der Selektion „besserer“ oder „schlechterer“ Schüler in den Jugendsport zu begegnen. Auch unter Berücksichtigung dieser zusätzlichen Einflüsse bleibt der geschätzte Zusammenhang zwischen Jugendsport und dem Bildungs- bzw. Arbeitsmarkterfolg positiv und statistisch gesichert (vgl. ausführlich Cornelißen/Pfeifer 2006; Cornelißen/Pfeifer 2007).

## Fazit

In dem vorliegenden Beitrag konnten wir für Deutschland zeigen, dass die Beteiligung an Sportaktivitäten und insbesondere die Beteiligung an sportlichen Wettkämpfen im Jugendalter einen statistisch signifikanten und positiven Zusammenhang mit dem Bildungs- und Arbeitsmarkterfolg aufweist. Ferner finden wir für Frauen noch stärkere positive Effekte als für Männer, was darauf hindeutet, dass die im Sport vermittelten Verhaltensweisen (z.B. Wettbewerbsdenken) dabei behilflich sind, sich in einer immer noch von Männern dominierten Gesellschaft durchzusetzen.

Aus unseren Ergebnissen lassen sich verschiedene Implikationen ableiten. Interpretieren wir die höheren Bildungsabschlüsse, die höhere Erwerbsbeteiligung und das höhere Einkommen als individuelle Rendite der Sportbeteiligung, so sollten Eltern durchaus daran interessiert sein, dass ihre Kinder Sport treiben. Ferner entkräften wir mit unseren Ergebnissen das häufig angeführte Argument, dass der Sport zu Lasten der Schulbildung geht. Daher sollten Jugendliche bei schlechten schulischen Leistungen oder anderem Fehlverhalten nicht unbedingt durch Sportverbot bestraft werden. Natürlich können die angesprochenen Bil-



dungs- und Arbeitsmarkterfolge auch aus gesamtwirtschaftlicher Perspektive als Rendite aufgefasst werden. Denn beispielsweise sind höhere Erwerbsbeteiligung und höhere Arbeitseinkommen mit fiskalischen Erträgen verbunden (z.B. höhere Steuereinnahmen). Somit möchten wir abschließend auch die öffentliche Hand dazu aufrufen sich dieser Erträge bewusst zu werden und stärker in den Breitensport und insbesondere den Jugendsport zu investieren (z.B. mehr und bessere Sportstätten).

## Literatur

- Anderson, Deborah J. (1998). 'If You Let Me Play': The Effects of Participation in High School Athletics on Students' Behavior and Economic Success. Cornell University, Ph.D. Dissertation.
- Barron, John M., Ewing, Bradley T., & Wadell, Glen R. (2000). The Effects of High School Athletic Participation on Education and Labor Market Outcomes. *Review of Economics and Statistics* 82, 409-421.
- Becker, Gary S. (1965). A Theory of the Allocation of Time. *Economic Journal* 75, 493-517.
- Cornelißen, Thomas & Pfeifer, Christian (2006). The Impact of Participation in Sports on Educational Attainment: New Evidence from Germany. IZA Discussion Paper No. 3160.
- Cornelißen, Thomas & Pfeifer, Christian (2007). Explaining the Wage Premium of Former Youth Athletes. Mimeo.
- Eide, Eric R. & Ronan, Nick (2001). Is Participation in High School Athletics an Investment or a Consumption Good? Evidence from High School and Beyond. *Economics of Education Review* 20, 431-442.
- Gneezy, Uri & Rustichini, Aldo (2004). Gender and Competition at a Young Age. *American Economic Review Papers and Proceedings* 94, 377-381.
- Heckman, James J., Stixrud, Jora, & Urzua, Sergio (2006). The Effects of Cognitive and Noncognitive Abilities on Labor Market Outcomes and Social Behavior. *Journal of Labor Economics* 24, 411-482.
- Lipscomb, Stephen R. (2007). Secondary School Extracurricular Involvement and Academic Achievement: A Fixed Effects Approach. *Economics of Education Review* 26, 463-472.
- Long, James E. & Caudill, Steven B. (1991). The Impact of Participation in Intercollegiate Athletics on Income and Graduation. *Review of Economics and Statistics* 73, 525-531.
- Maloney, Michael T. & McCormick, Robert E. (1993). An Examination of the Role that Intercollegiate Athletic Participation Plays in Academic Achievement: Athletes' Feats in the Classroom. *Journal of Human Resources* 28, 555-570.
- Niederle, Muriel & Vesterlund, Lise (2007). Do Women Shy away from Competition? Do Men Compete too much? *Quarterly Journal of Economics* 122, 1067-1101.
- Pfeiffer, Friedhelm & Reuß, Karsten (2006). Age-dependent Skill Formation and Returns to Education. ZEW Discussion Paper No. 07-015.

- Robst, John & Keil, Jack (2000). The Relationship between Athletic Participation and Academic Performance: Evidence from NCAA Division III. *Applied Economics* 32, 547-558.
- Sloane, Peter J. (2006). Rottenberg and the Economics of Sport after 50 Years: An Evaluation. IZA Discussion Paper No. 2175.
- Stevenson, Betsey A. (2006). Beyond the Classroom: Using Title IX to Measure the Return to High School Sports. American Law & Economics Association Annual Meetings, Paper 34

# Zukunftsperspektiven von Gesundheitssportangeboten im Hochschulsport

Kerstin Baumgarten, Daniela Lürer, Sabine Dreibrodt

## Problemstellung

Die gesundheitliche Situation der Bevölkerung in den entwickelten Industrieländern hat sich auf der Grundlage des medizinischen Fortschritts sowie der Verbesserung der Lebensbedingungen in den vergangenen Jahrzehnten massiv gewandelt. So sind die Infektionskrankheiten zurückgegangen und die Prävalenz von chronischen Erkrankungen wie z. B. Herz- Kreislauferkrankungen und Diabetes mellitus hat zugenommen (Hurrelmann 2006). Die Gründe für diese neue Morbidität liegen in den hinlänglich diskutierten Modernisierungsprozessen und den daraus resultierenden Veränderungen hinsichtlich des Lebensstils und der Lebensbedingungen wie z. B. Bewegungsmangel, Nahrungsmittelüberfluss und hochkalorische Ernährung (RKI 2003).

Nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation haben sich Übergewicht und Adipositas in den westlichen Industrienationen zum größten chronischen Gesundheitsproblem entwickelt (WHO 2005). Die WHO spricht in diesem Zusammenhang sogar von der globalen Epidemie des 21. Jahrhunderts (ebenda). Allein in Deutschland gelten mehr als 51% der erwachsenen Bevölkerung als übergewichtig (Liebermeister 2002). Nach Tuschen-Caffier et al. (2005) ist in Deutschland jeder zweite Erwachsene übergewichtig und jeder fünfte bis sechste

adipös. Von diesem Trend sind auch immer mehr Kinder und Jugendliche betroffen. So weisen zahlreiche Studien auf einen enormen Anstieg der Prävalenz von Übergewicht im Kindes- und Jugendalter hin (Kromeyer et al. 2001). Die Arbeitsgemeinschaft Adipositas im Kindesalter (2005) schätzt die jährliche Zunahme auf 0,2 Prozentpunkte. Die Ergebnisse des bundesweit durchgeführten Kinder- und Jugendgesundheits surveys (KIGGS) zeigen, dass in Deutschland 15% der Kinder und Jugendlichen im Alter von 3 bis 17 Jahren übergewichtig und 6,3% adipös sind (RKI 2006).

Bewegungsmangel trägt in besonderer Weise zum Entstehen bzw. Verstärken chronischer Erkrankungen wie z. B. Herz- Kreislauferkrankungen, Diabetes mellitus und Adipositas bei (Dürrwächter 2003). Regelmäßige Bewegung und sportliche Betätigung können einen Beitrag zur Prävention dieser Krankheitsbilder leisten und gehören deshalb heute zu wichtigen Säulen der Gesundheitsprävention. Zu den protektiven Effekten körperlicher Aktivität gehören z.B. die Vorbeugung von Herz- und Kreislauferkrankungen, die Ökonomisierung des Stoffwechsels, die Erhöhung der physischen und psychischen Stresstoleranzen sowie die Vermeidung von Haltungsschäden. Um diese Gesundheitseffekte mittels körperlicher Aktivität zu erreichen, sollen Erwachsene, auf der Grundlage der Empfehlungen zur körperlichen Aktivität des Center for Disease Control bzw. des Robert-Koch-Instituts (RKI 2005) mindestens eine halbe Stunde an drei Tagen, idealerweise an allen Tagen, moderat körperlich aktiv sein.

Leider sieht die Realität deutscher Lebensweisen ganz anders aus: Die Ergebnisse des Bundes-Gesundheitssurvey 1998 zeigen, dass 30% der deutschen Erwachsenen körperlich kaum aktiv sind und 45% keinen Sport treiben (RKI 2005). Als besonders kritisch muss diesbezüglich der Bewegungsmangel der jüngeren Generation betrachtet werden. Die Ergebnisse der KIGGS-Studie zeigen, dass zwar ein Großteil der Kinder im Alter von 3 bis 10 Jahren regelmäßig Sport treibt (Lambert et al. 2007). Etwa dreiviertel der Jungen und Mädchen sind dabei mindestens ein mal pro Woche sportlich aktiv, mehr als ein Drittel sogar drei mal oder häufiger in der Woche. Die aktuelle Empfehlung, die zur körperlichen Aktivität an den meisten Tagen der Woche rät, wird in der Altersgruppe der 11 bis 17-Jährigen allerdings nur noch von jedem vierten Jungen und jedem sechsten Mädchen erreicht (ebenda). In diesem Zusammenhang nehmen auch motorische Defizite von Kindern und Jugendlichen zu. Die KIGGS-Studie zeigt Defizite der Kinder und Jugendlichen in verschiedenen Testsequenzen wie Rumpfbeugen, auf einem Bein balancieren und Standweitsprung auf (Bös et al. 2006).

Im Gegensatz zur Kindergesundheit wurde die gesundheitliche Situation von jungen Erwachsenen insbesondere von Studierenden in Deutschland bisher kaum untersucht. Studierende und Gesundheit können - soviel zeigt der Überblick über den Forschungsstand - als sportmedizinisches Desiderat bezeichnet werden. Einzelne Ausnahmen, wie die Studie zur Gesundheit von Studierenden an der Universität Bielefeld (Befragung von 650 Studierenden) zeigen, dass die Studierenden ihren Gesundheitszustand überwiegend mit gut beurteilen (Allgöwer 2000). Allerdings ist eine Zunahme der psychosozialen Belastungen, die sich in Form psychovegetativer Störungen der Studierenden äußern (Rückenschmer-

zen 41 %, Unruhe 39%, Kopfschmerzen 29%, Konzentrationsstörungen 25%) zu verzeichnen. Es ist diesbezüglich zu vermuten, dass die eingeleiteten Hochschulreformen zudem zu massiven Veränderungen der studentischen Gesundheitssituation führen werden. Die Einführung der Bachelor- und Masterstudiengänge und der damit verbundene Leistungsdruck werden zu vermehrten Stressbelastungen der Studierenden beitragen, die sich indirekt wiederum auf die Gesundheit der Studierenden auswirken werden.

Dabei besitzt insbesondere die Hochschule im Rahmen der sogenannten Settingansätze ein herausragendes Potenzial zur Gesundheitsfürsorge und Bewegungsförderung. Der Hochschulsport bildet seit Jahren einen festen Bestandteil des universitären Alltags. Eingebunden in die allgemeinen Aufgaben der Hochschulen und Universitäten bietet der Hochschulsport den Hochschulangehörigen ein breites Spektrum an Sport- und Bewegungsprogrammen. Weiterhin zeichnet sich der Hochschulsport durch bedarfsorientierte Angebote aus, stellt sich auf neue Trends ein und greift Sportmotive (z. B. Fitness, Leistungsvergleich, Abenteuer erleben) von Hochschulangehörigen auf.

Da davon auszugehen ist, dass ein Großteil der Universitäts- und Hochschulbediensteten sowie auch die Studierenden eine sitzende Tätigkeit ausführen, sind Maßnahmen zur Bewegungs- und Gesundheitsförderung an Hochschulen besonders vielversprechend. Wie aber sehen die Hochschulsporteinrichtungen selber ihre Möglichkeiten im Rahmen von bewegungsfördernden Präventionsangeboten an Hochschulen? Welche Entwicklungschancen bieten sich den verantwortlichen Sportfachmenschen im Hochschulsport zur Gestaltung und strategischen Ausrichtung des Hochschulsports unter bewegungs- und gesundheitsfördernden Kategorien? Die vorliegende Studie beschäftigt sich mit dem gegenwärtigen Stellenwert und den Entwicklungsperspektiven von Gesundheitssportangeboten im Hochschulsport und eruiert in diesem Rahmen, welche Entwicklung in diesem Bereich zu prognostizieren ist. Im Rahmen einer explorativen Studie werden sowohl gegenwärtige Probleme identifiziert als auch Zukunftsperspektiven erörtert und in den Gesamtzusammenhang eingeordnet.

## **Gesundheits- und sportwissenschaftliche Grundlagen**

Mit dem Ziel der späteren Einordnung und Interpretation der Untersuchungsergebnisse ist es zunächst erforderlich, themenrelevante gesundheits- und sportwissenschaftliche Zusammenhänge zu erläutern. Dies geschieht in Anlehnung an den derzeitigen Forschungsstand und bietet einen perspektivischen Überblick über den aktuellen Gesundheitsdiskurs in den Human- und Sozialwissenschaften.

### **Gesundheitsbegriff und Determinanten von Gesundheit**

Begriffsbestimmungen von Gesundheit sind sehr vielfältig. Gesundheitsdefinitionen umfassen gleichermaßen fachliche, moralische und philosophische Bedeu-

tungsinhalte. In der Satzung der WHO wird Gesundheit als „Zustand des völligen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur als die Abwesenheit von Krankheit“ definiert (Franzkowiak 2003, S. 60). Diese Definition beinhaltet ein ganzheitliches Gesundheitsverständnis. Das heißt, dass die unterschiedlichen Einflüsse aller Dimensionen und ihrer Wechselwirkung untereinander im Zusammenhang mit Gesundheit berücksichtigt werden müssen. Im Rahmen von Gesundheitsförderungsansätzen stellt die Einflussnahme auf die körperliche, geistige und soziale Dimension von Gesundheit einen wesentlichen Ansatzpunkt dar. Dadurch werden Gesundheitspotenziale von Individuen gestärkt und Krankheitsrisiken verringert.

Naidoo und Wills (2003, zit. n. Dahlgren & Whitehead 1991) unterscheiden folgende Determinanten von Gesundheit:

Die Verhaltens- und Lebensweise des Einzelnen.

Die Unterstützung und Beeinflussung durch das soziale Umfeld des Einzelnen, das der Gesundheit förderlich oder hinderlich sein kann.

Die Lebens- und Arbeitsbedingungen und der Zugang zu Einrichtungen und Diensten.

Die ökonomischen, kulturellen und physischen Umweltbedingungen wie z. B. der Lebensstandard oder der Arbeitsmarkt.

## Prävention und Gesundheitsförderung

Prävention bedeutet, einer Sache – in diesem Zusammenhang einer Krankheit – zuvorzukommen. Um den Gesundheitszustand der Bevölkerung nachhaltig zu beeinflussen, müssen Präventions- und Interventionsansätze in der Gesamtpolitik im Hinblick auf die Ziele, Maßnahmen und Wirksamkeit an den Lebensbedingungen und Verhaltensweisen ansetzen, die den Gesundheitszustand des Einzelnen am stärksten positiv beeinflussen (Waller 1998). Die Einteilung von Präventionsmaßnahmen lässt sich nach dem Zeitpunkt, nach der Zielgröße und nach der Methode vornehmen. Nach dem Zeitpunkt der Intervention lassen sich lt. Naidoo / Wills (2003) drei Interventionsebenen unterscheiden:

Die Primärprävention – die Vermeidung der Entstehung einer Krankheit durch Risikoaufklärung z.B. durch Impfen.

Die Sekundärprävention – die Vermeidung des Fortschreitens einer Krankheit z. B. durch Vorsorgeuntersuchungen und andere Methoden der Frühdiagnose.

Die Tertiärprävention – die Vermeidung einer Verschlechterung der Gesundheit und des Leidens von bereits Erkrankten oder des erneuten Ausbruchs einer Erkrankung, z. B. durch Rehabilitation und Aufklärung.

Damit beziehen sich primärpräventive Maßnahmen auf die Krankheitsursache, sekundärpräventive Maßnahmen auf die Krankheitsentstehung und tertiärpräventive Maßnahmen auf den Krankheitsverlauf. Nach der Zielgröße der Inter-

vention werden Verhaltensprävention und Verhältnisprävention wie folgt unterschieden:

*Verhaltensprävention* zielt auf Krankheitsvermeidung durch Änderung des Verhaltens von Einzelpersonen und Gruppen mit dem Ergebnis, riskante Verhaltensweisen zu vermeiden und protektive Verhaltensweisen zu fördern. *Verhältnisprävention* zielt auf Krankheitsvermeidung durch Änderung der ökologischen, sozialen, kulturellen und technischen Verhältnisse.

Verhaltenspräventive Maßnahmen beziehen sich auf Risiken im Bereich der individuellen Verhaltens- und Lebensweise. Verhältnispräventive Maßnahmen setzen dagegen an Risiken der Lebensbedingungen der Menschen an. Gesundheitsförderungsansätze gehen grundsätzlich über den Rahmen von Präventionsstrategien hinaus. Die WHO veröffentlichte 1984 ein Grundlagenpapier zur Gesundheitsförderung, in dem die folgenden fünf Prinzipien von Gesundheitsförderung aufgestellt wurden (Waller 2002):

Gesundheitsförderung umfasst die gesamte Bevölkerung in ihren alltäglichen Lebenszusammenhängen und nicht ausschließlich spezifische Risikofaktoren. Gesundheitsförderung zielt darauf hin, die Bedingungen und Ursachen von Gesundheit zu beeinflussen.

Gesundheitsförderung verbindet unterschiedliche aber einander ergänzende Maßnahmen oder Absätze einschließlich Information, Erziehung, Gesetzgebung, steuerliche Maßnahmen, organisatorische Regelungen, gemeindenaher Veränderungen sowie spontane Schritte gegen Gesundheitsgefährdung.

Gesundheitsförderung bemüht sich besonders um eine konkrete und wirkungsvolle Beteiligung der Öffentlichkeit.

Gesundheitsförderung ist eine primäre Aufgabe im Gesundheits- und Sozialbereich und keine medizinische Dienstleistung.

Auf der ersten internationalen Konferenz zur Gesundheitsförderung in Ottawa (1986) wurde folgende Definition festgelegt: „Gesundheitsförderung zielt auf einen Prozess, allen Menschen ein höheres Maß an Selbstbestimmung über ihre Gesundheit zu ermöglichen und sie damit zur Stärkung ihrer Gesundheit zu befähigen...“ (Franzkowiak 2003, S. 96). Zur praktischen Umsetzung wurden in der Ottawa Charta (1996) fünf vorrangige Handlungsfelder der Gesundheitsförderung formuliert:

Entwicklung einer gesundheitsförderlichen Gesamtpolitik.

Schaffung gesundheitsförderlicher Lebenswelten.

Neuorientierung der Gesundheitsdienste über die medizinisch-kurativen Betreuungsleistungen hinaus und Verbesserung des Zugangs zu den Gesundheitsdiensten.

Unterstützung von gesundheitsbezogenen Gemeinschaftsaktionen, wozu auch die soziale Unterstützung und Netzwerkbildung gehört.

Entwicklung von persönlichen Kompetenzen, wozu auch die Informations- und Bewältigungsstrategien zählen (Naidoo, J.; Wills, J. 2003, S. 76)

Der Fokus der Gesundheitsförderung liegt damit eindeutig bei der Selbstbestimmung und setzt auf die Selbstständigkeit und Selbsthilfe des Einzelnen. Gesundheitsfördernde Maßnahmen sind - so ist zu konstatieren - besonders effizient, wenn Sie in entsprechenden Settings erfolgen. Unter dem Begriff Setting werden soziale Systeme verstanden, in denen verschiedene Umwelteinflüsse auf die Mitglieder des Settings wirken (z. B. Schule, Betrieb, Hochschule).

## Gesundheitssport

Von der „Kommission Gesundheit“ des Deutschen Sportbundes und des Deutschen Sportärztesbundes (1993) wird der Begriff Gesundheitssport folgendermaßen definiert: „Gesundheitssport ist eine aktive, regelmäßige und systematische körperliche Belastung mit der Absicht, Gesundheit in all ihren Aspekten, d.h. somatischen wie psychosozial zu fördern, zu erhalten oder wiederherzustellen“ (Fuchs 2003, S. 6). Bös und Brehm (1998) verstehen Gesundheitssport als einen hoch strukturierten, auf gesundheitliche Effekte ausgerichteten Ausschnitt aus gesundheitsförderlichen körperlichen Aktivitäten im Schnittfeld von Sport- und Gesundheitssystem.

Gesundheitssport unterscheidet sich von anderen Sportbereichen, da hier mit speziellen Sportprogrammen bzw. mit spezifischen und individuell zugeschnittenen gesundheitssportlichen Aktivitäten gesundheitsrelevante Ziele möglichst zielgruppengerecht angesteuert werden (Brehm, Rütten 2004). Fuchs (2003) bezeichnet alle sportlichen Aktivitäten als Gesundheitssport, welche auf die Verbesserung oder Aufrechterhaltung von Gesundheit abzielen. Dabei kann es sich um präventive, um therapeutische bzw. rehabilitative Interessen handeln.

Der Sport wird dann erst zum Gesundheitssport, wenn ein konkretes Motiv formuliert wird und ein entsprechendes Sportangebot vorliegt, in dem bestimmte Effekte sichergestellt werden. Nach Fuchs (2003) treiben viele Menschen Gesundheitssport, weil sie etwas für ihre Gesundheit tun wollen und hoffen, positive Effekte damit zu erreichen.

Der Begriff Gesundheitssport beschreibt eine sportliche Betätigung und hat sich heute im allgemeinen Sprachgebrauch fest etabliert. Jedoch wird der Begriff Gesundheitssport laut Fuchs (2003) immer öfter widersprüchlich und missverständlich verwendet. Es wird deutlich, dass mit diesem Begriff zwei unterschiedliche Bedeutungen verbunden werden. Einerseits wird Gesundheitssport als Sport, welcher um der Gesundheit willen betrieben wird (subjektive Motiv-Interpretation) klassifiziert. Andererseits wird mit Gesundheitssport assoziiert, dass sich hier gezielt bestimmte Gesundheitseffekte erreichen lassen (objektive Effekt-Interpretation). Das bedeutet, dass Sport aus gesundheitlichen Gründen betrieben werden kann, ohne dass dieser Sport – wissenschaftlich gesehen – die geringste Auswirkung auf die Gesundheit hätte. Aus der anderen Perspektive



gesehen kann Sport getrieben werden, um die Gesundheit positiv zu beeinflussen, ohne dass dies der betroffenen Person bewusst ist (ebenda).

Im Vergleich zum Freizeitsport, wo ganz unterschiedliche Motive wie z. B. Naturerleben, Geselligkeit etc. dominieren, sind die Beweggründe im Gesundheitssport von Anfang an stärker fokussiert. Hierbei geht es primär um das Erzielen von gesundheitsförderlichen Effekten. Die Anbieter von Gesundheitssport müssen sicherstellen, dass die allgemein formulierten Gesundheitserwartungen (z. B. die Stärkung der Fitness) sowie die spezifischen Bedürfnisse (z. B. die Prävention von Rückenschmerzen) ihrer Klientel erfüllt werden. Nach Bös und Brehm (1998) werden aus der New Public Health Diskussion zum Gesundheitssport die im Folgenden dargestellten Kernziele abgeleitet (Fuchs 2003):

- Bewältigung von Beschwerden und Missbefinden
- Minderung von Risikofaktoren
- Stärkung von physischen Gesundheitsressourcen
- Stärkung von psychischen Gesundheitsressourcen
- Bindung an Sport und Bewegung (Verhaltenswirkung)
- Institutionalisierung von gesundheitswirksamen sportlichen Aktivitäten (Verhältniswirkung)

Gesundheitssport trägt zur Verbesserung des Wohlbefindens bei, vermittelt Handlungs- und Effektwissen zur kompetenten Durchführung von gesundheitssportlicher Aktivität und zur Realisierung eines gesundheitsförderlichen Verhaltens im Alltag. Außerdem stärkt gesundheitssportliche Aktivität die Selbstwirksamkeit im Umgang mit Barrieren, vermittelt ein positives Selbst- und Körperkonzept, baut positive emotionale Beziehungen zum eigenen Körper auf und fördert soziale Ressourcen (Brehm, Rütten 2004). Gesundheitssportangebote zielen darauf ab, gesundheitsorientiertes Wissen und Verhalten von Personen zu verbessern, um dann das Bewusstsein für die Lebensprozesse im Bewegungsbereich zu schulen (Banzer et al. 1998).

In den Leitlinien der Spitzenverbände der Krankenkassen vom September 2003 werden die folgenden zwei Zielgruppen für Gesundheitssportangebote definiert (Arbeitsgemeinschaft der Spitzenverbände der Krankenkassen 2006):

- Gesunde Personen mit Bewegungsmangel, Bewegungseinsteiger und Wiedereinsteiger jeweils ohne behandlungsbedürftige Erkrankungen und
- Personen mit speziellen Risiken im Bereich des Muskel-Skelett-Systems, im Bereich des Herz-Kreislaufsystems und des metabolischen Bereichs, im psychosomatischen Bereich jeweils ohne behandlungsbedürftige Erkrankungen.

Das Spektrum der Anbieter für Gesundheitssportangebote ist vielfältig und kann grundsätzlich in kommerzielle und gemeinnützige Anbieter unterteilt werden. Zu den Anbietern von Gesundheitssport gehören z. B.:

- Betriebe (Gesundheitsförderung am Arbeitsplatz bzw. Betriebssport)
- Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege

Hochschulen und Universitäten  
 Fitnessstudios  
 Institutionen der stationären Gesundheitsförderung  
 Krankenkassen  
 Rehabilitationseinrichtungen  
 Sportvereine- und verbände  
 Private Anbieter  
 Volkshochschulen

Aufgrund der vielfältigen gesundheitsorientierten Sportprogramme ist es notwendig, den Kursangeboten, welche unter dem Begriff Gesundheitssport deklariert werden, auch gewisse Qualitätskriterien zu zuschreiben. Die folgenden sechs Qualitätskriterien zur Durchführung von gesundheitsorientierten Sportangeboten wurden im Jahr 1996 vom Deutschen Sportbund (DSB) veröffentlicht (Fuchs 2003):

Ganzheitliche Zielsetzung  
 Zielgruppengerechte Inhalte  
 Qualifizierte Leiter/innen  
 Adäquate Räumlichkeiten / eingesetzte Personenzahl  
 Gesundheitsvorsorgeuntersuchung  
 Weiterführende Programmangebote

Zur Qualitätssicherung im Gesundheitssport gehören auch Maßnahmen wie z. B. die Vergabe von Gütesiegeln für qualitativ hochwertige Gesundheitssportangebote. Im Juni 2001 wurde das Qualitätssiegel „Sport pro Gesundheit“ des DSB von den Spitzenverbänden der Krankenkassen anerkannt. Dieses Gütesiegel wurde vom DSB in Kooperation mit der Bundesärztekammer entwickelt und soll bundesweit einheitliche Qualitätsstandards von Gesundheitssportangeboten garantieren.

## Untersuchungsmethodik

Die wissenschaftliche Einordnung von Gesundheit, Prävention und Gesundheitssport wird nun im Rahmen einer kleinen empirischen Untersuchung auf die Hauptfragestellung der Studie fokussiert. Mit dem Focus auf den Hochschulsport und seine gesundheitssportliche Rahmung werden mittels Experteninterviews sieben Akteure bzw. Experten aus dem Bereich des Hochschulsports in Deutschland zum gegenwärtigen Stellenwert sowie zu zukünftigen Entwicklungsperspektiven von Gesundheitssportangeboten im Hochschulsport auf der Grundlage eines teilstandardisierten Fragebogens interviewt. Ziel ist die Erfassung und Kategorisierung von hochschulsportspezifischen Gesundheitsangeboten sowie die Konkretisierung von Entwicklungsperspektiven bei gleichzeitiger Identifizierung von Problemfeldern. Das Experteninterview als spezifische Form qualitativer Sozialforschung eignet sich für die Beantwortung dieser Fra-

gestellung besonders gut, denn die befragten Experten können die relevanten Themenbereiche am ehesten einschätzen und bestehende Chancen, Risiken und Probleme identifizieren.

Der Zugang zu den Interviewpartnern erfolgt über den Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverband (adh). Alle interviewten Experten sind im Hochschulsport hauptberuflich in folgenden Bereichen tätig:

1. Vier Vertreter des Hochschulsports aus dem Bereich Universität
2. Zwei Vertreter des Hochschulsports aus dem Bereich Fachhochschule
3. Ein Vertreter des adh

Fünf der befragten Akteure aus dem Bereich der Hochschulen sind als Leiter des Hochschulsports beschäftigt. Ein Interviewpartner ist Mitarbeiter des Hochschulsports und für den Bereich Gesundheitssport zuständig. Ein weiterer Interviewpartner ist beim Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverband tätig.

Im Mittelpunkt der Interviews steht das Zusammentragen von Meinungen und Erfahrungen zur Thematik. Der Interviewleitfaden gliedert sich in folgende Schwerpunktbereiche:

- Beruflicher Werdegang der Interviewpartner
- Struktur und Arbeitsweise der Organisation
- Umsetzung von Gesundheitssport
- Qualitätskriterien und Kooperationen im Rahmen von Gesundheitssportangeboten
- Zukunftsperspektiven von Gesundheitssportangeboten

Die Auswertung der Interviewmitschnitte erfolgt auf der Grundlage der interpretativ - reduktiven Methode der empirischen Sozialforschung (Lamnek 1993). Das Material wird bei dieser Form der Ergebniserhebung ständig gefiltert, um eine Kernaussage treffen zu können. Dies erfolgt in folgenden vier Phasen:

- Transkription der gewonnenen Tonbandaufzeichnungen
- Filterung von Nebensächlichkeiten der einzelnen Interviews
- Generalisierung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden der Interviews
- Vergleich des reduzierten Materials mit der Transkription um Fehlinterpretationen auszuschließen

Auf der Grundlage der Ergebnisse können Ableitungen für die zukünftige Entwicklung von Gesundheitssportangeboten im Rahmen des Hochschulsports getroffen werden. Methodenkritisch ist anzumerken, dass die Ergebnisse der Experteninterviews aufgrund der geringen Stichprobe nicht repräsentativ sind. Allerdings sind die Ergebnisse geeignet, Erfahrungen von Akteuren sowie einen entsprechenden Trend wiederzuspiegeln.

## Ergebnisse der Experteninterviews

Im Folgenden werden die wichtigsten Ergebnisse der durchgeführten Experteninterviews auf der Grundlage der untersuchten Schwerpunktbereiche dargestellt.

### Beruflicher Werdegang der Interviewpartner

Zum beruflichen Werdegang der befragten Experten kann festgestellt werden, dass alle Befragten eine akademische sportbezogene Ausbildung absolviert haben. Drei der Experten sind Absolventen der Sportwissenschaft. Die übrigen vier Interviewpartner schlossen ein Lehramtsstudium mit dem Schwerpunkt Sport ab.

### Struktur und Arbeitsweise der Organisation

Die Teilnahme der Beschäftigten und Studierenden am Hochschulsport wird von den Befragten auf der Grundlage der vorliegenden Zahlen zur Teilnehmerstatistik an den einzelnen Hochschulsporteinrichtungen mit gut bewertet.

Am Hochschulsport aller befragten Experten können auch externe Interessenten in einem begrenzten Maße teilnehmen. Die räumlichen Kapazitäten des Hochschulsports werden von fünf Befragten auf der Grundlage der jeweiligen Studierenden- und Mitarbeiterzahlen als nicht ausreichend beurteilt. Im Zusammenhang mit der Frage nach Kooperationen mit anderen Organisationen bezüglich der räumlichen Kapazität kann festgestellt werden, dass alle befragten Einrichtungen des Hochschulsports mit der Stadt bzw. dem Landkreis zusammenarbeiten. Des Weiteren wird mit kommerziellen, privaten und staatlichen Einrichtungen kooperiert.

Das aktuelle Sportangebot ist an allen befragten Hochschulsporteinrichtungen nahezu identisch strukturiert. Alle befragten Hochschulsportbereiche bieten Kurse in den Bereichen Fitnesstraining, Gesundheitssport, Individualsport, Kampfsport, Spilsport, Trendsport und Wassersport im Rahmen ihres Sportprogramms an.

Bezogen auf relevante Trendentwicklungen nennen die Interviewpartner deutliche Zuwachsraten der Teilnehmer in den Spilsportarten wie z. B. Fußball, Handball, Volleyball und Basketball. Weiterhin weisen die Bereiche Aerobic, Gesundheitssport sowie Tanzsport eine große Nachfrage auf. Gleichzeitig verzeichnen alle befragten Akteure einen Rückgang der Nachfrage in der Sportart Tennis. Rückläufig sind auch die Teilnehmerzahlen im Bereich Squash sowie teilweise im Kampfsport und Budo-Bereich (Qi Gong, Tai Chi).

### Umsetzung von Gesundheitssport

Gesundheitssport wird von den Interviewpartnern sehr allgemein definiert. Lediglich drei der sieben befragten Experten bestimmen den Begriff Gesundheits-

sport analog der wissenschaftlichen Literatur. In diesem Kontext werden von den Interviewpartnern teilweise unspezifische, allgemeingültige Aussagen getroffen wie z. B.:

- „ Gesundheitssport soll ein Ausgleich zum Studienalltag sein“,
- „ Gesundheitssport soll Spaß machen“,
- „ Gesundheitssport ist ein relativ komplexer Bereich“,
- „ Gesundheitssport sind Breitensportliche Aktivitäten“.

Im Zusammenhang mit der Frage des Stellenwerts von Gesundheitssport im Hochschulsport weisen alle Experten auf die große Bedeutung von Gesundheitssportangeboten im Hochschulsport hin. Gesundheitssport wird an den befragten Hochschulen und Universitäten nachgefragt, d. h. es besteht an allen befragten Einrichtungen ein entsprechender Bedarf in diesem Angebotsbereich. Jede der befragten Hochschulsporteinrichtungen bietet bereits Gesundheitssportangebote an. Zum Angebotsspektrum in diesem Bereich gehören z. B.:

Aqua-Fitness,  
Entspannungsangebote,  
Nordic-Walking,  
Qi Gong,  
Rückenschule und Wirbelsäulengymnastik sowie  
Yoga.

Die befragten Experten weisen darauf hin, dass Gesundheitssportangebote einen Ausgleich zum Studienalltag darstellen und weiterhin geeignet sind, Sportaussteiger wieder an den Sport heranzuführen. Um Gesundheitssportangebote im Hochschulsport durchführen zu können, sind entsprechende Rahmenbedingungen notwendig. Alle Experten sind sich einig, dass die Räumlichkeiten für den Kurs geeignet sein müssen und die Übungsleiter eine entsprechende Qualifikation haben sollten.

Die Teilnehmerzahl ist an allen befragten Einrichtungen begrenzt - die Gesundheitssportangebote umfassen jeweils 15 bis 25 Teilnehmer. Bei vier von sechs befragten Hochschulsport-Einrichtungen sind die Sportangebote kostenpflichtig. Die Laufzeit dieser Kurse erstreckt sich jeweils über ein Studiensemester. Vereinzelt werden auch Intensivkurse angeboten. Alle befragten Experten weisen darauf hin, dass die Qualifikation der Übungsleiter bei der Durchführung von Gesundheitssportangeboten ein wesentliches Kriterium darstellt.

### Qualitätskriterien und Kooperationen im Rahmen von Gesundheitssportangeboten

Mit dem Gütesiegel „Sport pro Gesundheit“ arbeitet zurzeit nur eine der befragten Hochschulsporteinrichtungen. Alle anderen befragten Hochschulsportakteure verfügen allerdings über Zertifizierungen einzelner Kurse durch die Krankenkassen.

Der adh beurteilt das Qualitätssiegel als Marketinginstrument und hat dieses Gütesiegel beim DOSB beantragt. Der Antrag wurde vom DOSB bewilligt und seit Februar 2006 haben alle Mitgliedshochschulen des adh's die Möglichkeit, mit dem Gütesiegel „Sport pro Gesundheit“ zu arbeiten. Eine Beantragung des Gütesiegels erfolgt über den adh. Alle Interviewpartner sind der Ansicht, dass die Kursleiter im Bereich Gesundheitssport über entsprechende Qualifikationen verfügen sollten. Hinsichtlich der Art der Qualifikationen weisen die Aussagen der Interviewpartner allerdings deutliche Differenzen auf. Im Zusammenhang mit den Anforderungen an Qualifikationen der Kursleiter werden von den Befragten genannt:

Arzt  
Gymnastiklehrer  
Physiotherapeut mit Zusatzqualifikationen bzw. Krankengymnast  
Sportlehrer  
Übungsleiter mit der Lizenz „Sport in der Prävention“

Alle befragten Hochschulsporteinrichtungen arbeiten im Rahmen von Gesundheitssportangeboten mit Krankenkassen zusammen. Mit Ärzten wird bisher in diesem Zusammenhang von keiner der befragten Einrichtung kooperiert.

### Zukunftsperspektiven von Gesundheitssportangeboten

Im Zusammenhang mit der Frage nach der Zukunft des Hochschulsports gehen die Vorstellungen der Experten auseinander. Der Hochschulsport wird als wichtiger Bestandteil für Breitensportliche Aktivitäten gesehen. Die Ressourcen sollten optimal genutzt werden und es sollte ein kostenneutrales Sporttreiben beibehalten bzw. möglich gemacht werden. Der Hochschulsport hat als staatlicher Anbieter von Sport die Aufgabe, Studierende und Mitarbeiter der Hochschule zu unterstützen, langfristig ihr Verhalten zu verändern und eine sportlich aktive Lebensweise auszuprägen. Der Hochschulsport sollte neue Trends erkennen und verfolgen. Die Befragten weisen darauf hin, dass die Öffentlichkeitsarbeit in vielen Hochschulsporteinrichtungen verbessert werden muss, da die Konkurrenz zu anderen Sportanbietern immer größer wird. Weiterhin machen die Interviewpartner deutlich, dass in Zukunft eine betriebswirtschaftlichere Denkweise im Bereich des Hochschulsports notwendig sein wird.

Vier der sechs befragten Experten aus den Hochschulsporteinrichtungen gehen von einer steigenden Bedeutung von Gesundheitssportangeboten in der Zukunft aus. Auch für den adh stellen Gesundheitssportangebote in der Zukunft ein wesentliches Element des Hochschulsports dar. Als Ursachen für einen höheren Bedarf an Gesundheitssportangeboten nennen die Befragten hauptsächlich Bewegungsmangel, Stress im Studien – und Berufsalltag, ungesunde Ernährungsweise sowie entsprechende gesellschaftliche Entwicklungen. Drei der sechs befragten Experten von Hochschulsporteinrichtungen weisen darauf hin, dass sich der Fitness- und Gesundheitszustand der Studierenden in

den letzten Jahren deutlich verschlechtert hat. Studierende weisen schlechte Körperhaltungen sowie Koordinations- und Konditionsprobleme auf. Zwei Interviewpartner sehen diese Entwicklung nicht so deutlich.

Die befragten Experten sehen im Zusammenhang mit Gesundheitssportangeboten im Hochschulsport hauptsächlich Probleme bei der Umsetzung entsprechender Qualitätskriterien. Weiterhin weisen sie darauf hin, dass insbesondere die Zusammenarbeit mit den Krankenkassen enorm zeitaufwendig ist.

## **Zusammenfassung und Schlussfolgerungen**

In Konklusion der Expertenbefragung mit den theoretischen Erkenntnissen der Gesundheitswissenschaften lässt sich zunächst die große Bedeutung und der hohe Stellenwert von Gesundheitssportangeboten im Hochschulsport bestätigen. Gesundheitssport – soviel kann an dieser Stelle abschließend konstatiert werden – ist bereits jetzt eine wesentliche Säule des Hochschulsportangebotes an deutschen Universitäten und Fachhochschulen. An allen befragten Hochschulsporteinrichtungen werden Gesundheitssportangebote offeriert, ein Bedarf seitens der Hochschulangehörigen scheint ebenfalls vorhanden. Es bleibt allerdings offen, inwieweit auch kleinere Hochschulsporteinrichtungen im Gesundheitsbereich aktiv sind. Die Vielfalt der strukturellen und personellen Organisation des Hochschulsports in Deutschland lässt die Vermutung zu, dass insbesondere gut ausgestattete Einrichtungen in der Lage sind die Anforderungen an ein gesundheitsorientiertes Hochschulsportprogramm zu erfüllen.

Bezugnehmend auf die Ansätze der allgemeinen Gesundheitswissenschaften lässt sich zudem feststellen, dass Hochschulsporteinrichtungen auf der Basis der hohen Effizienz von settingbezogenen Ansätzen zur Gesundheitsförderung entscheidende Akteure zur Bewegungsförderung für Mitarbeiter und Studierende im Setting Hochschule darstellen. Der Hochschulsport kann wie kaum eine andere Institution im universitären Umfeld Gesundheitsangebote in den Bereichen Primär-, Sekundär- und Tertiärprävention unterbreiten. Die diesbezüglich offerierten Gesundheitssportangebote im Rahmen des Hochschulsports werden und sollten auch zukünftig ganzheitlich ausgerichtet sein und sich grundsätzlich an den Zielen von Gesundheitssport orientieren. Hochschulsporteinrichtungen leisten als Anbieter von Gesundheitssport entscheidende Beiträge zur Gewährleistung der präventiven Zielsetzungen und ermöglichen eine langfristige und nachhaltige Bindung an körperliche Aktivität im Setting Hochschule. Einen entscheidenden Wettbewerbsvorteil in der Konkurrenz mit anderen Anbietern von Gesundheitssport stellt dabei die Niedrigschwelligkeit des Zugangs für Hochschulangehörige zu den Gesundheitssportangeboten im Hochschulsport dar. Diese Niedrigschwelligkeit ist auf der Grundlage der direkten Anlagerung des Angebotes im Arbeits- und Studenumfeld der Hochschulangehörigen gegeben und sollte gerade in Bezug auf die Inszenierung von Gesundheitssportangeboten einen bedeutenden Stellenwert einnehmen.

Die Ergebnisse der Experteninterviews zeigen, dass an den befragten Einrichtungen bereits entsprechende Angebote etabliert sind und die Mehrheit der befragten Experten diesen Trend unterstützt. Defizite bestehen allerdings im Bereich der Umsetzung qualitätsgesicherter Gesundheitssportangebote auf der Grundlage der Richtlinien der Spitzenverbände der Krankenkassen. Diese spiegeln sich vorrangig in den Bereichen Verständnis von Gesundheitssport, Qualifikation der Kursleiter sowie den unterschiedlichen Gruppengrößen in diesem Angebotsbereich wieder. Um sich auch nachhaltig als Dienstleister von Gesundheitssportangeboten zu etablieren, sollten Hochschulsportangebote im Kontext von Gesundheitszielen grundsätzlich auf die oben dargestellten Qualitätskriterien zur Durchführung von gesundheitsorientierten Sportangeboten basieren.

Mit dem Ziel der Steigerung der Qualität der Gesundheitssportangebote bzw. der Umsetzung der Durchführungsbestimmungen der Spitzenverbände der Krankenkassen ist eine engere Kooperation der Hochschulsporteinrichtungen mit dem adh im Bereich des Gütesiegels „Sport pro Gesundheit“ zu empfehlen. Zertifizierte Angebote sind für die Teilnehmer an Hochschulsportangeboten unter den Aspekten Bonuspunktesystem und Kostenrückerstattung von Teilnehmerbeiträgen auf der Grundlage des § 20 SGB V sinnvoll. Dadurch wird die Anmietung von entsprechenden Räumlichkeiten und der Einsatz bzw. die Honorierung qualifizierter Kursleiter möglich. In diesem Zusammenhang ist allerdings eine engere Kooperation der Hochschulsporteinrichtungen mit den Krankenkassen notwendig. Die Ergebnisse der Interviews weisen allerdings darauf hin, dass dieses Vorgehen einen höheren organisatorischen- bzw. Verwaltungsaufwand bedingt. Weiterhin sind auf der Grundlage der Ergebnisse der Experteninterviews für die Konzeptentwicklung und die Umsetzung von qualitätsgesicherten Gesundheitssportangeboten im Hochschulsport folgende Strategien von Bedeutung:

1. Bestimmung von Zielen, Zielgruppen und Zugangsvoraussetzungen für die einzelnen Angebote analog der Leitlinien der Spitzenverbände der Krankenkassen und entsprechende Kursausschreibungen.
2. Entwicklung von Konzepten für Gesundheitssportangebote auf der Grundlage der gesundheitlichen Belastungen von Mitarbeitern und Studierenden im Setting Hochschule.
3. Orientierung der Kursbausteine bzw. Kursinhalte an den Kernzielen des Gesundheitssports.
4. Förderung des Alltagstransfers der Kursinhalte.
5. Qualifikation und Einsatz der Kursleiter auf der Grundlage der Leitlinien der Spitzenverbände der Krankenkassen.
6. Kooperation mit Krankenkassen und dem DOSB im Zusammenhang mit der Zertifizierung von Angeboten.

Mit dem Ziel der Erhöhung des Bekanntheits- und Legitimationsgrades von Gesundheitssportangeboten im Hochschulsport ist eine entsprechende interne und



externe Öffentlichkeitsarbeit von Bedeutung. Im Bereich der externen Öffentlichkeitsarbeit ermöglicht die Bekanntmachung von qualitätsgesicherten Gesundheitssportangeboten bei den regionalen Krankenkassen eine stärkere marktwirtschaftliche Ausrichtung der Angebote. Kursgebühren der Teilnehmer können im Rahmen dieser Kooperation anteilig von den Krankenkassen rückerstattet werden. Die Rahmenvereinbarung des adh mit den Ersatzkassen zur Umsetzung und Durchführung primärpräventiver Maßnahmen auf der Grundlage des § 20 SGBV stellt eine bedeutende Grundlage für die Kooperation in diesem Bereich dar. Kursgebühren im Bereich des Gesundheitssports tragen zur Verbesserung der Ausstattung von Gesundheitssportangeboten sowie zur Aus- und Weiterbildung bzw. Honorierung von entsprechend qualifizierten Kursleitern im Gesundheitssport bei.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Gesundheitssportangebote neben Breitensportlich- und Wettkampforientierten Sportangeboten ein wesentliches Element des Hochschulsports der Zukunft bilden. Auf der Grundlage der dargestellten Problemlagen des Gesundheitszustands der Bevölkerung, der Prävalenz von Bewegungsmangel in der Bevölkerung, der spezifischen gesundheitlichen Belastungen von Mitarbeitern und Studierenden im Setting Hochschule sowie dem Rückgang motorischer Fähigkeiten von Kindern und Jugendlichen liegen Gesundheitssportangebote im Hochschulsport im Trend und bieten den Hochschulsporteinrichtungen exzellente Optionen zur Profilbildung und Standorticherung. Da anzunehmen ist, dass das Gesundheitsmotiv im Zusammenhang mit Beweggründen für körperliche Aktivität im Hochschulsport zukünftig zunehmend Relevanz erlangen wird, bekommen gesundheitssportliche Angebote auch auf der Nachfrageseite eine gesteigerte Bedeutung.

Der Hochschulsport kann als Akteur im Setting Hochschule mit gezielten und qualitätsgesicherten Gesundheitssportangeboten dazu beitragen, Bewegungsmangel zu beseitigen und eine kontinuierliche Bindung der Hochschulangehörigen an körperliche Aktivität zu fördern. Durch Gesundheitssportangebote im Hochschulsport ist es möglich, neue Zielgruppen, die von sportartbezogenen bzw. wettkampforientierten Angeboten bisher nicht erreicht wurden, zu aktivieren. Zielgruppen für Gesundheitssportangebote sind z.B. Sportwiedereinsteiger, Personen mit Bewegungsmangel, spezifischen gesundheitlichen Belastungen bzw. motorischen Defiziten. Es wird eine zentrale Aufgabe der verantwortlichen Akteure im Hochschulsport sein – trotz fehlender Personalressourcen – die sich im Gesundheitssport anbietenden Chancen zu erkennen und als hoheitliche Aufgabe der Hochschulen zu entwickeln. Die Chance eines dadurch entstehenden Legitimationszuwachses ist groß.

### *Literatur*

Allgöwer, A.: Gesundheitsförderung an der Universität. Zur gesundheitlichen Lage von Studierenden. Opladen. Leske Budrich Verlag 2000

- Arbeitsgemeinschaft der Spitzenverbände der Krankenkassen.: Leitfaden Prävention. Gemeinsame und einheitliche Handlungsfelder und Kriterien der Spitzenverbände der Krankenkassen zu Umsetzung von § 20 Abs.1 und 2 SGB V vom 21. Juni 2000 in der Fassung vom 10. Februar 2006
- Arbeitsgemeinschaft Adipositas im Kindesalter: Leitlinien zur Diagnostik, Therapie und Prävention. Konsensuskonferenz der AGA 2004
- Banzer, W.; Knoll, M.; Bös, K.: Sportliche Aktivität und psychische Gesundheit. In: Bös, K./Brehm, W. (Hg.): Gesundheitssport - Ein Handbuch. Verlag Hoffmann Schorndorf 1998
- Bös, K.; Worth, A.; Oberger, J.; Opper, E.; Rohmahn, N.; Wagner, M.: Motorik Modul. Chance für die Gewinnung einer Baseline und zukünftigen Standardisierung der Leistungsdiagnostik. Sonderheft der DVGS 2006
- Bös, K.; Brehm, W.: Gesundheitssport – Abgrenzungen und Ziele. In: dvs-Informationen, 14 (2), 1998, S.189
- Brehm, W.; Rütten, A.: Chancen, Wirksamkeit und Qualität im Gesundheitssport – Wo steht die Wissenschaft. Bewegungstherapie und Gesundheitssport 2004
- Dürrwächter, H.: Jetzt bewegen! Material zur Gesundheitsförderung. Band 12. Berlin 2003
- Hurrelmann, K.: Gesundheitssoziologie – Eine Einführung in sozialwissenschaftliche Theorien von Krankheitsprävention und Gesundheitsförderung. 6. Auflage, Weinheim und München. Juventa Verlag 2006
- Franzkowiak, P.: Prävention. In BZgA (Hg): Leitbegriffe der Gesundheitsförderung. Glossar zu Konzepten, Strategien und Methoden in der Gesundheitsförderung. 4. Auflage, Schwabenheim a. d. Selz: Fachverlag Peter Sabo 2003
- Fuchs, R.: Sport, Gesundheit und Public Health. Hogrefe Verlag: Göttingen, Bern, Toronto, Seattle 2003
- Kromeyer – Hauschild, K.; Wabitsch, M.; Kunze, D.: Perzentile für den Body-mass-Index für das Kindes- und Jugendalter unter Heranziehung verschiedener deutscher Stichproben. In: Monatsschrift Kinderheilkunde 2001, 149 S. 807 - 818
- Lambert, T.; Mensik, G.B.M., Romahn, N.; Woll, A.: Körperlich – sportliche Aktivität von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheitsveys. In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 5/6 2007 S. 634 – 642
- Liebermeister, H.: Adipositas. Ursachen, Diagnostik, moderne Therapieoptionen. Köln. Deutscher Ärzteverlag 2002
- Naidoo, J.; Wills, J.: Lehrbuch der Gesundheitsförderung. Umfassend und anschaulich mit vielen Beispielen und Projekten aus der Praxis der Gesundheitsförderung. Gamburg. Verlag der Gesundheitsförderung 2003
- Robert Koch-Institut (RKI): Statistisches Bundesamt. Bundes-Gesundheitssurvey: Körperliche Aktivität. Aktive Freizeitgestaltung in Deutschland. Berlin 2003
- Robert Koch – Institut (RKI): Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Körperliche Aktivität. Berlin 2005

- Robert Koch – Institut (RKI): Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Gesundheit in Deutschland. Berlin 2006
- Rosenbrock, R.: Primäre Prävention. Begriffe und Begrenzungen, Konzepte und Klassifikationen. Vortrag auf dem Perspektivenkongress am 17.05.2004 in Berlin 2004
- Tuschen – Caffier, B.; Pook, M.; Hilbert, A.: Diagnostik von Essstörungen und Adipositas. Hochgrefe Verlag GmbH & Co KG 2005
- Waller, H.: Sozialmedizin. Grundlagen und Praxis. 5. Auflage. Stuttgart, Berlin, Köln. Kohlhammer 2002, S. 65
- Waller, H.: Einführung in die Gesundheitswissenschaften. Handlungskonzept der Gesundheitswissenschaften 1998. unveröffentlichtes Manuskript
- Weltgesundheitsorganisation (WHO): Europäischer Gesundheitsbericht 2005. Maßnahmen für bessere Gesundheit der Kinder und der Bevölkerung insgesamt. Kopenhagen 2005

# **Wellness als Zukunftsmarkt. Welche Möglichkeiten bieten sich dem Hochschulsport?**

Tom Penshorn

## **Einleitung**

Wellness – kaum ein Begriff hat in den letzten Jahren eine derart steile Karriere in der deutschen Gesellschaft erfahren, wie dieser. Nicht nur die Fitness- und Tourismusbranche ist dem Wellness-Trend verfallen, auch andere Dienstleistungsbereiche haben das Vermarktungspotenzial von Wellness-Produkten erkannt und vorangetrieben: Wellness-Wasser, Wellness-Socken aber auch Wellness-Brötchen bereichern seitdem unseren Alltag. Es scheint, als dass eine ganze Gesellschaft im Wellness-Fieber wäre. Dies ist angesichts der begrifflichen und konzeptionellen Schwäche, die „Wellness“ sowohl als wissenschaftliche wie auch als Alltagskategorie aufweist, erstaunlich. Denn obwohl Wellness längst zu unserem täglichen Sprachgebrauch gehört, fällt es schwer eine einheitliche Beschreibung und Definition zu finden.

In dem folgenden Beitrag wird versucht, diese wissenschaftliche Schwäche zu verbessern. Es soll erläutert werden, welche Traditionen und Bezüge Wellness als wissenschaftliche Kategorie aufweist und welche diesbezüglichen gesellschaftlichen Entwicklungen damit verbunden sind. Gleichzeitig soll die derzeitige Marktsituation mit dem Fokus einer hochschulsportlichen Operationalisierung beschrieben werden.

Die hier gestellten Fragen beziehen sich damit auf zwei Ebenen: Auf der einen Seite soll das Desiderat der aktuellen sportwissenschaftlichen Wellness-Forschung - wenn diese überhaupt so zu nennen ist - behoben werden und andererseits Überlegungen zu Wellness-Konzepten im Hochschulsport angestellt werden. Welche Möglichkeiten bietet Wellness in der Zukunft für öffentliche Dienstleister wie den Hochschulsport?

## Zum Verständnis von Wellness

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Wellness als Forschungskategorie birgt Schwierigkeiten, denn allzu oft vermischen sich in den bis dato veröffentlichten Beiträgen alltagsweltliche Meinungen mit wissenschaftlichen Fragestellungen. Der Überblick über den Forschungsstand offenbart, dass allein die angloamerikanische Literatur konkrete Anknüpfungspunkte zur Bearbeitung liefert. Nach Aussagen vom US-amerikanischen Sozialmediziner Dunn, der als einer der Initiatoren der Gesundheitsbewegung (1970er Jahre) in den USA und als Begründer der Wellnessphilosophie gilt, lässt sich der Begriff „Wellness“ aus den beiden englischen Komposita *well-being* und *fitness* ableiten. In seiner Publikation „High Level Wellness“ beschreibt Dunn 1961 Wellness erstmals als:

*[...] an integrated method of functioning which is orientated toward maximizing the potential of which the individual is capable, within the environment where he is functioning. High Level Wellness, therefore, involves (1) direction in progress forward and upward towards a higher potential of functioning, (2) an open-ended tomorrow with its challenge to live at a fuller potential, and (3) integration of the whole being of the total individual – his body, mind and spirit – in the functioning process” (Dunn) (Körber 2002, 6).*

Erst 20 Jahre später ergänzt der Gesundheitswissenschaftler Ardell Dunn`s Gedanken dahingehend, dass er bei seiner Theorie gesellschaftliche Normen und Werte mit einfließen lässt, die für die weitere Entwicklung der Wellness-Bewegung von fundamentaler Bedeutung sind. Er betrachtet Wellness als einen Gesundheitszustand, bei dem sich Körper, Geist und Seele im Einklang befinden. Das von Ardell diesbezüglich entwickelte Modell, das fünf Dimensionen von Gesundheit umfasst, kann als Ausgangspunkt der (post)modernen Wellnessphilosophie gelten. Selbstverantwortung steht dabei im Mittelpunkt, umgeben von:

Umweltsensibilität  
Körperlicher Fitness  
Stressmanagement  
Ernährungsbewusstsein (vgl. Hertel 2003, 8).

Erst 1991 verfasste Haug die erste deutsche Definition von Wellness. Er orientiert sich an dem praxisnahen Ansatz von Ardell und versteht unter Wellness eine:

*„[...] neue praxisorientierte und pragmatische Auffassung von Gesundheit, die die Lebensqualität des Einzelnen in den Mittelpunkt stellt. Sie findet ihren Ausdruck in individuumsbezogenen Harmonieprogrammen, die folgende fünf Komponenten umfassen: Eigenverantwortlichkeit, Fitness, Stressbewusstsein und -bewältigung, bewusste Ernährung und Umweltbewusstsein“ (Haug 1991, 428).*

Die beispielhaft aufgezeigten Begriffsbestimmungen zeigen bereits die vielfältigen Erklärungsansätze, die derzeit von Wellness in der Wissenschaft vorliegen und unterstreichen sogleich, dass Wellness nicht auf eine Komponente des Wohlergehens, wie z.B. das körperliche Wohlbefinden beschränkt werden kann, sondern auch emotionale, soziale, seelische Zustände und Veränderungen einbezogen werden. Wellness orientiert sich danach im ursprünglichen Sinne an einer ganzheitlichen Betrachtungsweise und zieht soziale, emotionale, physische, intellektuelle und spirituelle Aspekte mit ein, die sich in einer von der Umwelt abhängigen persönlichen Lebensqualität widerspiegeln und als Ausdruck einer gesundheitsfördernden Lebensweise verstanden werden sollen. Bei der Betrachtung von Wellness als ein sogenanntes holistisches Konzept, bezieht Wellness demnach auch Einstellungen, Werte, Fähigkeiten und Verhalten mit ein.

Verfolgte Wellness anfänglich auf der Grundlage des eigenverantwortlichen und dynamischen Handelns noch das Ziel ganzheitliches Wohlbefinden zu erreichen, wird es heutzutage jedoch oftmals nur noch auf Wohlfühlangebote reduziert, die dem Verbraucher einen Zusatznutzen versprechen und den individuellen Bedürfnissen gerecht werden. Mittlerweile reicht es von oben erwähnten Wellness-Schuhen über Wellness-Duschgel bis hin zur Wellness-Marmelade. Zurückzuführen auf die vielfältige Nutzung des Begriffs, sind der Liste der Assoziationen keine Grenzen gesetzt. Im Grunde genommen wird heute in Deutschland mit Wellness all jenes assoziiert, das mit Vitalität, Schönheit, Gesundheit, Wohlbefinden, Entspannung und Reisen in irgendeiner Weise in Verbindung gebracht wird. Aufgrund der vielschichtigen Auslegung sind die aktuellen Angebote jedoch nur noch wenig mit der ursprünglichen Idee vereinbar.

In Deutschland haben in den letzten Jahren viele Wirtschaftsbereiche schnell realisiert, dass Wellness inhaltlich beliebig einsetzbar ist, ohne sich großartig mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen auseinandersetzen zu müssen. „Beauty“ als Beispiel ist nur eine von vielen Begrifflichkeiten, die die ursprüngliche Definition von Wellness nicht beinhaltet, die aber von dem deutschen Markt derzeit nicht mehr wegzudenken ist.

## Gesellschaftliche Veränderungen

„Wellness ist ein wachsender Markt – die Bevölkerung altert, die Menschen haben mehr Stress und der Bedarf an Entspannungsangeboten steigt“ (Scharnhorst<sup>29</sup> 2007, 20).

Warum Wellness zu den größten Wachstumsbranchen der Zukunft gehört, lässt sich unter anderem an den im Folgenden aufgelisteten gesellschaftlichen Veränderungen in Deutschland aufzeigen:

Vor dem Hintergrund der weitreichenden Fortschritte in Medizin, Ernährung und Versorgung der Menschen, wird aus dem demografischen Wandel eine neue Herausforderung des 21. Jahrhunderts für Politik, Wirtschaft und Wissenschaft (vgl. Opaschowksi 2006, 164). Bei einer niedrigen Geburtenrate und einer gleichzeitig steigenden Lebenserwartung verändert sich der Altersaufbau von einer Bevölkerungspyramide zu einem Bevölkerungspilz. Da in der heutigen Gesellschaft mit „Altern“ ein Ausscheiden aus dem Produktionsablauf suggeriert wird und damit eng verknüpft eine ökonomische Nutzlosigkeit, die sich letztendlich in sozialer Abwertung ausdrückt (vgl. Horx 2002, 100), ist die ältere Generation, die in gesicherten finanziellen Verhältnissen lebt und über ausreichend Zeit verfügt, darauf bedacht etwas für ihre Gesundheit zu tun, um gesellschaftsfähig zu bleiben. Der Wunsch dieser Konsumenten nach Gesundheit bedingt zur Zeit den Erfolg von Gesundheitsangeboten, worunter auch Wellness fällt. (vgl. Pikkemaat & Weiermair 2006, 15).

Die schnelllebigen Veränderungen im Zuge der rasanten Entwicklung von Technik, Wirtschaft und Gesellschaft verlangen weiterhin von jedem Einzelnen mehr Einsatz- und Leistungsbereitschaft, was sich oft in Stress und dem Wunsch nach Ausgleich äußert (vgl. Wagner 2006, 50). Viele Personen sind den steigenden psychischen und sozialen Anforderungen nicht mehr gewachsen und merken, dass diese ihre Handlungsmöglichkeiten übersteigen (vgl. Rulle 2004a, 31). Wellness als ein „metaphysischer Sehnsuchtsbegriff“ (vgl. Steinhauser & Jochum 2006, 134) verspricht in dieser Hedonismuskultur eine Balance, die den steigenden Ansprüchen des modernen Lebens und den Sehnsüchten nach Entspannung und Fallenlassen gerecht wird (vgl. Horx & Horx-Strathern 2001, 9ff.). Es wächst die Sehnsucht nach einer Welt, die von Stress befreit ist, in der man einfach abschalten, die Seele baumeln und die Ruhe genießen kann. Hinzu kommt die heutige Auffassung, dass man keinerlei Voraussetzungen mitbringen muss, um Wellness genießen zu können. Verhaltensregeln und Körpnormen, die die Fitnesswelle beherrschten, sind Vergangenheit (vgl. Horx 2002, 116f.). Der derzeitige Erfolg von Wellnessprodukten und –dienstleistungen lässt sich unter anderem darin begründen.

Darüber hinaus hat in einer Zeit, die geprägt ist von der Informationstechnologie, die fortwährende Dynamik der Entwicklung der elektronischen Kommunikationsmittel, insbesondere im Beruf, zur Folge, dass viele Menschen auf der Suche nach einer sinnvollen Freizeitgestaltung, nach Möglichkeiten der Kom-

---

<sup>29</sup> Leiterin des Fachbereichs Lernen und Bildung im Deutschen Wellness Verband

pensation sind, um ein Gegengewicht zum Arbeitsprozess zu finden. Wohltuende Berührungen in der Freizeit lassen die soziale Isolation am Arbeitsplatz schnell vergessen und verschwinden (vgl. Körber 2002, 16f.).

Die ständige Zunahme von Zivilisationskrankheiten wie Herz-Kreislaufkrankungen, Erkrankungen des Bewegungsapparates, höhere Anfälligkeit bei Infektionskrankheiten und Allergien, Bewegungsmangel, als negative Folge von der stetigen Zunahme von Sitzberufen, einseitigen Bewegungsmustern, ungesunden Essgewohnheiten, verursacht durch Zeitmangel sowie Bequemlichkeit, sind weitere Gründe dafür, dass viele Menschen etwas für ihren Körper tun wollen (vgl. Abicht, Bärwald & Preuss 2001, 98). Bereits in den letzten Jahren ließen sich starke Wachstumsimpulse in der Nachfrage nach Gesundheitsangeboten zur bewussten Verbesserung und Verlängerung der Lebensqualität verzeichnen. Das gewachsene Interesse an Gesundheit wird unter anderem dadurch belegt, dass die Menschen bereit sind für Kosmetikprodukte, gesunde Ernährung und verschiedenste Gesundheitsleistungen Geld auszugeben (vgl. Mühlhausen 2003, 8).

Kurzum: In der heutigen Freizeitgesellschaft möchte sich der Mensch rundherum wohlfühlen. Das Verlangen nach mehr Lebensqualität und Balance zwischen Körper, Geist und Seele gewinnt immer mehr an Bedeutung. Bedürfnisse nach Entspannung, Ausgeglichenheit und Balance im Leben, die Suche nach Harmonie, der Wunsch nach lebenslanger Attraktivität und Schönheit lassen sich aus den Entwicklungen der letzten Jahre ableiten. Die Suche nach persönlichem Wohlbefinden mündet nicht selten in „Wellness“.

Ferner gelten Wohlbefinden und Lebensqualität heute in weiten Kreisen der Bevölkerung als ein Teil und sogleich als Ausdruck von Gesundheit (vgl. Kickbusch 2006, 9). Heute spiegelt sich Lebensqualität in neuen Wertvorstellungen, Bedürfnissen, in der Suche nach Entspannung, Abwechslung und Genussorientierung wider (vgl. Opaschowski 2006, 270). Dabei geht es bei Weitem nicht mehr nur darum die äußerliche Attraktivität des Körpers zu wahren, sondern jetzt gewinnt die Gesundheit im Sinne eines ganzheitlichen Lebensstils mehr und mehr an Bedeutung. Inzwischen ist gesundheitsförderndes Handeln längst eine der Sehnsüchte der Menschen in Deutschland geworden (vgl. Mühlhausen 2003, 7).

## **Struktur, Potenzial und Komplexität des „Wellness-Marktes“**

Wellness kam in Deutschland genau zu dem Zeitpunkt, als sich Gesundheit gesellschaftlich zum Kostenfaktor entpuppte und nutzt jetzt die Chance sich in unterschiedlichen Industriesektoren zu etablieren, die dem freien Markt und den Interessen vieler Konsumenten unterliegen. Nicht nur die Tatsache, dass Reiseveranstalter Wellness groß vermarkten, um den Sehnsüchten der Menschen in der leistungsbetonten und hektischen Gesellschaft gerecht zu werden, sondern auch die Vielfalt an Industriebereichen und Erzeugnissen, die mittlerweile mit



der Bezeichnung Wellness verbunden sind, haben Wellness in Deutschland zu einem beachtlichen Markt verholfen.

Das steigende Interesse am Markt ist, neben den im voraus beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen, auf die Popularität von Wellness in den Medien zurückzuführen, wo der Begriff ‚Wellness‘ derweil bei Gesichts- und Körperpflege, Parfüms, Ernährung, Fitness und Psychologie gebraucht wird (vgl. Körber 2002, 13). Aufgrund der häufigen journalistischen Betrachtungen sowie vielfältigen Auslegung des Begriffs haben sich verschiedene Unternehmen, Organisationen, Hotels, multifunktionale Wellnessressorts, Vital-Center, Schönheitsfarmen, City-Spa-Zentren und viele andere Arten von Institutionen in den letzten Jahren auf Wellness spezialisiert oder das bisherige Programm um Wellnessangebote ergänzt. Eine Vielzahl von Industriezweigen, zu denen neben dem Konsumgüterbereich die Kosmetik- und Körperpflegeindustrie, die OTC-Pharmazeutik<sup>30</sup>, die Nahrungsmittelindustrie, Reiseveranstalter, Internetprovider, die Health-Food Branche sowie die Esoterik- und Alternativmedizinszene gezählt werden (vgl. Hermes 2005, 36), bemühen sich seit Jahren im Wellness-Markt Fuß zu fassen. Dienstleister und Industrie haben einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet, dass Produkte und Leistungen, die nur im Entferntesten einen Gesundheitsaspekt aufweisen, mit dem Etikett Wellness „geschmückt“ werden.

Die Prognosen zu Umsatz und Buchungszahlen sowie Einschätzungen zum gegenwärtigen Marktvolumen hängen jedoch davon ab, welche konkreten Produkte und Leistungen dem Wellness-Markt zugeordnet werden. Dies bringt jedoch eine gewisse Problematik mit sich, denn wirtschaftliche Prognosen lassen sich nur schwer abschätzen, da einige Konsumenten den Wellness-Markt nur gelegentlich frequentieren und kaum in die Statistiken mit einbezogen werden können.

Eine Be- und Abgrenzung des Marktes wird außerdem zunehmend problematischer, da zum einen viele Bereiche im Gesundheitssektor förmlich ineinander übergehen und den Markt schwer überschaubar machen. Zum anderen sind neben renommierten Reiseveranstaltern noch viele andere Seiteneinsteiger und Trittbrettfahrer auf dem Wellness-Markt tätig, was eine gewissenhafte Abgrenzung zwischen seriösen Anbietern und Anbietern dubioser Anwendungen kaum möglich macht. Daraus resultiert zugleich eine hohe Verunsicherung auf der Nachfragerseite, die die positive Konnotation, die mit dem Begriff verbunden ist, zunehmend ins Negative umschlagen lässt (vgl. Wagner 2006, 53).

Und obwohl die Produktpalette längst nicht erschöpft ist, geht durch die vielfältige Nutzung des Begriffs auf nahezu jeder Produktart sowie der zunehmenden Verschmelzung des Begriffes „Wellness“ mit ähnlichen Produktreihen wie „Light“, „Bio“ und „Vital“, das Vertrauen der Konsumenten verloren. So macht sich in einigen Bereichen allmählich eine spürbare Wellnessmüdigkeit bemerkbar - der Markt scheint zunächst gesättigt zu sein. Zumindest da, wo die

---

<sup>30</sup> OTC: „Over the Counter“-Geschäft; [engl.] Geschäft über den Ladentisch (Die Zeit: das Lexikon in 20 Bänden 2005, Bd.11, 86)

Etikettierung Wellness auf nahezu jeder Produktpalette für den Kunden erdrückend wirkt. Da die Variabilität von Wellnessangeboten mittlerweile ein unüberschaubares Ausmaß annimmt, besteht in Deutschland derzeit die Schwierigkeit, dass die fehlende Transparenz von Wellness sowie seine unklare Positionierung im Marktgeschehen in einigen Branchen zu rückläufigen Entwicklungen führen. So zeigen bereits erste Prognosen auf eine Schwächeperiode des Wellness-Marktes hin. Wachstumsraten fallen im Vergleich zu den letzten Jahren eindeutig geringer aus, wenn nicht sogar, wie im Segment Körperpflege, bereits sinkende Umsatzzahlen in den letzten Jahren zu verbuchen waren (vgl. Focus-Medialine 2005, 28).

Ferner unterliegt die Gesellschaft zurzeit einem Paradigmenwandel. Der industrielle Sektor richtet sich auf materiellen Wohlstand aus, der Mensch hingegen strebt nach Wohlfühlen im ganzheitlichen Sinn. Die Entwicklung geht weg von der Produktionsgesellschaft hin zu einer Dienstleistungsgesellschaft. Wissenschaftler dokumentieren nach den 1980er und 1990er Jahren, die vom Fitness- und Aerobic-Trend geprägt waren, ein verändertes Körperbewusstsein, das Gesundheit neue Aufmerksamkeit schenkte und neue Formen von Körperkultur beinhaltete. Der Trend entwickelte sich in Richtung des ‚gekauften Körperkontakts‘. So kommt es in Folge der übermäßigen Verwendung des Begriffs bei Produkten zunächst zu einer ‚Entmaterialisierung‘, bei der Dienstleistungen zur Erhaltung der Gesundheit stärker denn je gefragt sind. Aus Sicht von Trendforscher Horx wird daher auf dem Konsummarkt mit einer Absatzschwäche zu rechnen sein. Dienstleistungen sollen das bringen, was Wellnessprodukte bisher nicht geschafft haben. Komplexe ganzheitliche Dienstleistungen, die lebensberatende Funktionen übernehmen und dabei noch nachhaltige Verhaltensweisen mit sich bringen, werden die Wellness-Entwicklung der kommenden Jahre darstellen (vgl. Horx & Horx Strathern 2001, 48). Die Chance der Anbieter, aus Wellness in Zukunft Kapital zu schlagen, liegt daher in sogenannten ‚Assistenzleistungen‘, die beratende Funktionen für nachhaltige Verhaltensänderungen der Kunden beinhalten (vgl. Lanz/Kaufmann 2002, 211). Um den unterschiedlichsten Zielvorstellungen gerecht zu werden, müssen sich die Wellnessanwendungen auf spezielle Lebenssituationen, körperliche Schwächen und Stärken des Kunden konzentrieren, um ihm den Anreiz zu liefern sich mit der Wellnessidee zu identifizieren. Alle diejenigen, die den Menschen mit Konzepten versorgen, welche den Bedürfnissen nach einer ganzheitlichen Gesundheit gerecht werden, können sich demnach auf eine erfolgreiche Zukunft freuen (vgl. Rulle 2004, 231).

Trotz der undurchsichtigen Strukturen des Wellness-Marktes sowie der damit verbundenen Schwierigkeiten der Be- und Abgrenzung bieten sich Möglichkeiten für den Hochschulsport, Wellness in das bisherige Gesundheitskonzept einzubeziehen.

## Möglichkeiten des Hochschulsports

Multifunktionale Wellnessressorts, Gesundheits-Center, Vital-Center, Schönheitsfarmen, City-Spa-Zentren, die alle wie Pilze aus der Erde schießen, sind nur einige Einrichtungen, die der Wellnessbranche zugeordnet werden können. Die breite Vielfalt an Möglichkeiten, die der Wellness-Markt derzeit bereithält, macht eine große Zielgruppenansprache möglich. Ob für Personen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen oder für jene, die beruflich stark eingespannt sind, der Markt bietet für jeden etwas, um mehr für sein persönliches Wohlbefinden zu tun und sich im Alltag eine Auszeit zu nehmen. Die Zahl der Anbieter nimmt stetig zu - die Branche ist grenzenlos. Doch obwohl in den letzten Jahren in vielen Wellnessbranchen großes Interesse verbucht werden konnte, ist Wellness noch kein Selbstläufer, denn der Kunde ist heute aufgrund der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien in der Lage die Produkte und deren Preise bezüglich des Preis-Leistungsverhältnisses zu vergleichen (vgl. Pikkemaat & Weiermair 2006, 17).

Wegen der unklaren Positionierung und Vielfalt von Wellnessangeboten im Marktgeschehen in einigen Branchen, gilt es daher in Zukunft die Angebote von Wettbewerbern klar abzugrenzen und sich von ungläubwürdigen Wellnessprodukten zu distanzieren. Die Konsumenten sind dabei auf richtige Informationen angewiesen, um sich auf dem unüberschaubaren Markt orientieren zu können.

Eindeutige Definitionen, wie man sie seit neuestem bei „Medical Wellness“ findet, sind dabei notwendig um entsprechende Qualitätsprüfungen vornehmen zu können. So werden die Ausbildung von qualifizierten Arbeitskräften im Dienstleistungssektor sowie die Zertifizierung von Wellnessangeboten, in Anlehnung an das Sterne-System zur Qualitätskontrolle für Wellness-Hotels, auch für andere Branchen unverzichtbar werden.

Eine Definition sowie Zertifizierung von Wellnessangeboten wird jedoch nicht ausreichen. Zukünftig wird es notwendig sein, gesamtgesellschaftlich über den prozessualen Charakter von Gesundheit zu informieren. So werden auch Schulen und ähnliche Einrichtungen Aufgaben in der Wellness- und Gesundheitsbildung übernehmen müssen (vgl. Nahrstedt 2004, 44).

Den Hochschulen als moderne Service- und Dienstleistungsbereiche kann dabei in der Informationsverbreitung und Vermittlung von Inhalten eine besondere Rolle zukommen. Die Erweiterung des Gesundheitsverständnisses im Sinne der derzeitigen Wellnessentwicklung in Richtung eines holistischen Gesundheitskonzeptes stellt ein für den Hochschulsport bedeutendes und fruchtbares Handlungsfeld dar. Die derzeit stattfindenden Reformen im Hochschulsystem werden mittelfristig – dies scheint sicher – zu einer Verdichtung von Belastungssituationen von Studierenden führen. Die im Wellness-Konzept implizierten Ansätze eines erweiterten Sportverständnisses offerieren diesbezüglich Anknüpfungspunkte. Entspannung, Stressabbau und ganzheitliche Vermittlungskonzepte von Gesundheit werden im Hochschulsport zu zentralen Angebotskategorien avancieren. Der staatliche Bildungsauftrag des Hochschulsports ließe sich so zu-

kunftsfähig und dienstleistungsorientiert mit den Ansprüchen und Bedürfnissen der relevanten Zielgruppe verknüpfen

Operativ ließe sich Wellness bereits jetzt schon gut in den Hochschulsport aufnehmen, da einerseits durch bereits vorhandene gesundheitsorientierte Konzepte des Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverbandes erste Grundlagen geschaffen sind und zum anderen verschiedene Hochschulen in ihrem Programm bereits diverse Kurse anbieten, die Elemente von Wellness enthalten.

Dabei bleibt es eine vordringliche Aufgabe des Hochschulsports, seine Angebotspalette nicht an einer am Markt vorherrschenden oberflächigen Außenorientierung zu orientieren. Nicht die zurzeit sichtbaren Komponenten der hedonistischen Wohlfühlorientierung sind diesbezüglich zielführend, sondern der im Wellnesskonzept implizite Gesundheitsansatz. Im Hochschulsport kann und muss Gesundheit im Sinne einer ganzheitlichen sozialen Dienstleistung mehr und mehr an Bedeutung gewinnen und insbesondere die eigenverantwortliche Gesundheitsvorsorge der Studierenden in den Vordergrund politischer Handlungskonzepte stellen. Präventive Maßnahmen zur Erhaltung der Gesundheit können auch im Gesundheitsangebot der Hochschulsporteinrichtungen um diverse aktive Wellness-Angebote erweitert werden, um aufzuzeigen, dass Wellness nicht nur im Sinne von passivem Gebrauch gemacht werden kann (vgl. Linser 2006, 105). Um sich dem aktuellen Werbe- und Preiswettbewerb auf dem Wellness-Markt zu entziehen, muss sich der Hochschulsport zukünftig auf nachhaltige Konzepte konzentrieren und nicht bei der Nachahmung von standardisierten passiven Wellness-Angeboten auf dem freien Markt miteifern. Die aktiv-partizipative Gesundheitsbildung als Beispiel wäre eine Herausforderung und ließe sich gut in das bisherige Konzept der Gesundheitsförderung des adh eingliedern.

Hertel, Leiter des Deutschen Wellness Verbandes, warnte bereits im Jahr 2000 vor der Entwicklung dahingehend, dass Wellness als Etikett für Qualität, die persönliches Wohlbefinden verspricht, missbraucht wird und immer mehr zu einem „Wischiwaschi-Begriff“ verkommt (vgl. Rosbach 2000, 12). Mit der Gründung des Deutschen Wellness Verbandes (DWV) im Jahre 1990 war der erste Schritt getan, dem sogenannten „Wellnepp“ ein Ende zu setzen. Mit dem Ziel der Anerkennung von Wellness als eine Wissenschaft trägt der Verband nun wesentlich zur Verbreitung des Gedankengutes der ursprünglichen Wellnessphilosophie bei. Dabei leistet die unabhängige Gesundheitsinstitution Unterstützung und Beratung für Anbieter sowie für öffentliche Institutionen, die ebenfalls der Verbreitung der Wellnesslehre im Sinne der Gesundheitsförderung, Persönlichkeitsentwicklung und Verbesserung des Lebensstils beitragen (vgl. Deutscher Wellness Verband 2002).

Eine weitere Perspektive gilt es zu bedenken: Der Trend zur Professionalisierung und Qualifizierung der Beschäftigten der Wellnesslehre macht derzeit auch schon seine ersten Schritte. Ein Branchenreport im Uni-Magazin (Juni 2006) zeigt auf, dass der Arbeitsmarkt an der Seite von klassischen Gesundheitsberufen neue Berufsfelder wie „Wellness-Trainer“ oder „Wellness-Berater“ hervorbringt, in denen fachliche Kompetenzen in der Heilkunde, Grundlagen in Medi-

zin, Psychologie, Pädagogik, Ernährung und Körperpflege, Gestaltung von individuellen Trainingsplänen sowie Massagen und Entspannungstechniken erlernt werden. Das Angebot an Weiterbildungsmaßnahmen reicht mittlerweile von zertifizierten Lehrgängen über Aufbaustudiengänge im Wellness- und Spa-Management bis hin zu neuen Bachelorstudiengängen im Bereich der Gesundheitsförderung. So wird zum einen versucht den zahlreichen unseriösen Anbietern entgegenzuwirken und zum anderen Hochschulabsolventen die Chance gegeben sich in dem Zukunftsfeld Wellness zu qualifizieren (vgl. Bundesagentur für Arbeit 2006, 16ff.).

Dem Hochschulsport könnte demnach nicht nur im Angebot von praktischen Aktivitäten eine bedeutende Rolle zukommen, sondern zukünftig auch verstärkt in den Bereichen Aus- und Weiterbildung von Übungsleitern sowie Organisation von Seminaren, Workshops und Lehrgängen aktiv zu werden. Durch Seminare zur Aufklärung sowie zur Qualitätsverbesserung von Wellnessangeboten kann so auch ein Ausgleich beziehungsweise Abstand zu universitären Lehrveranstaltungen geschaffen werden.

Zum Schluss: Wellness hat sich in den letzten Jahren von einem Luxusgut zu einem Massengut entwickelt, doch werden stets, insbesondere bei Dienstleistungen, hohe Preise für Anwendungen aller Art von den Konsumenten verlangt. Die eingangs erläuterten Ursachen, Beweggründe sowie Interessen der Gesellschaft Wellness-Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen, begründen die aktuelle Preispolitik der Wellness-Dienstleister.

Im Gegensatz zu kommerziellen Anbietern in der freien Wirtschaft liegt es jedoch generell im Interesse des Hochschulsports Angebote zu schaffen, die in erster Linie den Interessen der Studenten entgegenkommen und das Freizeitangebot sinnvoll erweitern. Insbesondere für Studierende, die gerade jetzt in Zeiten der Hochschulreformen durch steigende Studiengebühren finanziell belastet werden, sind sogenannte Wellness-Resorts mit hohen Preisen nur selten Destinationen zum Entspannen. Ein Low-Budget-Programm für Wellness-Interessierte ist daher eine Möglichkeit Wellness in den Hochschulsport einzubinden. Insbesondere für Studierende, die dem Stress von Klausuren entgegenwirken möchten, wäre ein Angebot zum Umgang mit Stresssituationen sicherlich eine Möglichkeit. So könnte der Hochschulsport einerseits den veränderten Rahmenbedingungen, Dienstleistungsansprüchen sowie Bedürfnissen der potentiellen Nachfrager an der Universität gerecht werden und sich andererseits gegenüber anderen Marktanbietern mit studentenfreundlichen Programmen behaupten. Beim Aufbau von Wellnesseinrichtungen an den Hochschulen lässt sich vielerorts mit Sicherheit auch auf die bestehenden Fitnessangebote des Hochschulsports zurückgreifen, die sich seit Jahren erfolgreich zeigen. Kooperationen mit den Fitness-Einrichtungen sollten in erster Linie darauf abzielen, sowohl bisherige Mitglieder der Fitness-Einrichtungen zu mobilisieren das Wellness-Angebot zu nutzen als auch neue zu gewinnen, deren Präferenzen eher im Wellness-Sektor liegen.

## Fazit

Aus der vorangegangenen Analyse des Wellness-Sektors lässt sich folgendes abschließend sagen: Wellness, bezeichnend als Schnittstelle von Freizeit, Gesundheit und Wohlfühlen, weist in Deutschland eine grenzlose Vielfalt an Inhalten auf. Die Palette reicht von der Ernährung über psychische und physische Angebote bis hin zu kosmetischen Behandlungen, die aber alle keiner tragenden Struktur zugrunde liegen. Der Liste der Assoziationen zu Wellness sind keine Grenzen gesetzt. Für den Einen ist Wellness heute eine wohltuende Massage, für den Anderen „Nichtstun“ und für den Nächsten die sportliche Betätigung.

In der vielfältigen Nutzung des Begriffs Wellness sowie den damit vielfach verbundenen Assoziationen von Wohlfühlen und Entspannung liegen zum einen die Chancen für den Hochschulsport, aber gleichzeitig sollten nicht die Risiken außer Acht gelassen werden. In Anbetracht der derzeitigen Marktsituation wirkt der Begriff in vielen Branchen bereits abgenutzt und verliert mehr und mehr an Seriosität und das Vertrauen der Konsumenten in Dienstleistungen. Um dem Konkurrenzkampf auf dem freien Markt zu entgehen, könnte der Hochschulsport sein bisheriges Gesundheitsangebot in der Praxis um die aufgeführten Überlegungen erweitern.

## Literatur

- ABICHT,L./BÄRWALD,H./PREUSS,B. (2001): Wellness - ein Freizeittrend als Auslöser neuer Qualifikationsentwicklungen. In: Gesundheit, Wellness, Wohlbefinden: personenbezogene Dienstleistungen im Fokus der Qualifikationsentwicklung, Bullinger, H.-J. Bielefeld: Bertelsmann. Bundesagentur für Arbeit (Hrsg.): Uni Magazin – Beruf und Arbeitsmarkt. Heft 6/2006, 30. Jg., Nürnberg: Wilmy Consult & Content GmbH. „Wellnessbranche - Jobs für das Wohlfühl“, 16 - 21.
- DEUTSCHER WELLNESS VERAND (DWV) (Hrsg.) (2002): „Das Leitbild des Deutschen Wellness Verbandes“. In: [http://www.wellnessverband.de/wir\\_ueber\\_uns/leitbild.php](http://www.wellnessverband.de/wir_ueber_uns/leitbild.php). Zugriff am 15. September 2007.
- FOCUS – Medialine (Hrsg.) (2005): „Der Markt für Fitness und Wellness“. In: <http://www.medialine.de> am 02. Oktober 2007.
- Die Zeit: Das Lexikon in 20 Bänden (2005): Hamburg: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co.KG.
- HAUG,C.V. (1991): Gesundheitsbildung im Wandel: die Tradition der europäischen Gesundheitsbildung und der „Health-Promotion“-Ansatz in den USA in ihrer Bedeutung für die gegenwärtige Gesundheitspädagogik. Bad Heilbrunn/Obb: Klinkhardt Verlag.
- HERMES,K. (2005): Medical Wellness: Wellnesskonzepte aus den USA in Deutschland. Schwarzenbek: Verlag Dr. Rüdiger Martienß.
- HERTEL,L. (2003): Der grosse Wellness Guide. Werl: Vehling Verlag.
- HORX,M. (2002): Die acht Sphären der Zukunft: ein Wegweiser in die Kultur des 21. Jahrhunderts. Wien und München: Signum Verlag.

- HORX,M. & HORX-STRATHERN,O. (2001): Was ist Wellness? Anatomie und Zukunftsperspektiven des Wohlfühl-Trends. Schriftenreihe: Trend Dossier, Nr. 1. Frankfurt/Main: Zukunftsinstitut.
- KICKBUSCH,I. unter Mitarbeit von MAAG,D. (2006): Die Gesundheitsgesellschaft: Megatrends der Gesundheit und deren Konsequenzen für Politik und Gesellschaft. Werbach-Gamburg: Verl. für Gesundheitsförderung.
- KÖRBER,R. (2002): Wellness als eine neue Ausprägungsform des Gesundheitstourismus in traditionellen Heilbädern und Kurorten. Schriftenreihe: Trends, Forschung, Konzepte im strategischen Tourismusmanagement, Bd. 15. Trier: Forschungskreis Tourismus Management e.V. (FTM).
- LANZ KAUFMANN,E. (2002): Wellness-Tourismus: Entscheidungsgrundlagen für Investitionen und Qualitätsverbesserungen. Bern: Forschungsinstitut für Freizeit und Tourismus der Universität Bern.
- LINSER,F. (2006): Bedürfnisse des Wellnessgastes. In: Krczal,A./Weiermair,K. (2006): Wellness u. Produktentwicklung: erfolgreiche Gesundheitsangebote im Tourismus. Berlin: Erich Schmidt Verlag GmbH.
- MÜHLHAUSEN,C. (2001): Future Health: Der „Megatrend Gesundheit“ und die Wellness-Gesellschaft. Bonn: Verlag für die deutsche Wirtschaft.
- MÜHLHAUSEN,C. (2003): Megamarkt Gesundheit, die Schlüsselbranche der Zukunft – 14 Trends für das Health-Business von morgen. Frankfurt/Main: P.O.D. Print.
- NAHRSTEDT,W. (2004): Wellness im Kurort: Neue Qualität für den Gesundheitstourismus in Europa?! In: ILLING, K. & MEDER, N. (2004): Schwerpunkt: Wellness, informelle Bildung. Schriftenreihe: Spektrum Freizeit ; Jg. 26, Heft 2. Köln: Janus Presse.
- OPASCHOWSKI,H.W. (2006): Einführung in die Freizeitwissenschaft. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH.
- PIKKEMAAT,B. & WEIERMAIR,K. (2006): Wellness als Megatrend? In: Krczal, A./Weiermair, K. (2006): Wellness u. Produktentwicklung: erfolgreiche Gesundheitsangebote im Tourismus. Berlin: Erich Schmidt Verlag GmbH.
- ROSBACH,B. (2000): Doping für die Seele. In: BRIEM,J. (2000): Wellness: Das Geschäft mit dem Körperkult. Schriftenreihe: Lebensmittel-Zeitung Spezial (2). Frankfurt/Main: Deutscher Fachverlag.
- RULLE,M. (2004): Der Gesundheitstourismus in Europa - Entwicklungstendenzen und Diversifikationsstrategien. München u.a.: Profil Verlag GmbH.
- SCHARNHORST,J. (2007): Die Gesundmacherin – Wellness-Trainerin In: Bundesagentur für Arbeit (Hrsg.): Uni Magazin – Beruf und Arbeitsmarkt. Heft 2/2007, 31. Jg., Nürnberg: Wilmy Consult & Content GmbH. 18-21.
- STEINHAUSER,C. & JOCHUM,B. (2006): Markenpolitik im Gesundheitstourismus am Beispiel von „Alpine Wellness“. In: Krczal,A./Weiermair, K. (2006): Wellness u. Produktentwicklung: erfolgreiche Gesundheitsangebote im Tourismus. Berlin: Erich Schmidt Verlag GmbH.

WAGNER,S. (2006): Nachfrageverhalten bei Kur und Wellness. In: Krczal,A./Weiermair, K. (2006): Wellness u. Produktentwicklung: erfolgreiche Gesundheitsangebote im Tourismus. Berlin: Erich Schmidt Verlag GmbH.



# **Generationswechsel?!**

## **Moderne Jugendkultur und ihre Bedeutung für den Hochschulsport**

Arne Göring

### **Einleitung**

Die Ausrichtung eines bildungsorientierten Dienstleistungsangebotes an den für eine bestimmte Zielgruppe relevanten Bedürfnissen und Zielen stellt eine Grundvoraussetzung erfolgreicher Managementstrategien dar. Dies gilt für öffentliche Dienstleistungen im Bildungsbereich wie dem Hochschulsport ebenso wie für unabhängige Wirtschaftsunternehmen. Dabei erscheint eine möglichst umfassende Kenntnis der Zielgruppe nicht nur aus wirtschaftlichen und kommerziellen Gesichtspunkten als relevant, sondern auch in Bezug auf eine adäquate Erfüllung des mit einem öffentlichen Interesse verbundenen Bildungsauftrags. Ohne Zweifel fällt die Eingrenzung der für den Hochschulsport relevantesten Zielgruppe zunächst leicht, denn Studierende lassen sich sowohl in Bezug auf allgemeine biographische Merkmale als auch im Hinblick auf sozio-ökonomische Aspekte relativ leicht identifizieren. Und dennoch wird eine empirische Auseinandersetzung mit Studierenden als spezifische Zielgruppe im Hochschulsystem bisweilen nur selten vorgenommen. Zentrale Fragen, die für die gegenwärtige und zukünftige Gestaltung von Dienstleistungsangeboten im Hochschulbereich bedeutend sein werden, wurden bis dato vielmehr stark vernachlässigt. Dies ist angesichts der zukünftigen Verjüngung der Universitäten erstaunlich, denn mit der bundesweiten Abschaffung der 13. Jahr-

gangsstufe werden Studierende in wenigen Jahren bereits mit durchschnittlich 18 Jahren ihr Studium beginnen und es angesichts neuer Studienstrukturen bereits mit 22 Jahren schon wieder beendet haben. Kurzum: die Hochschullandschaft in Deutschland wird zunehmend zu einer Jugend-Bildungseinrichtung avancieren. Die Auseinandersetzung mit Jugend als einer mit spezifischen Entwicklungsaufgaben geprägten Lebensphase wird damit für die Gestaltung und Steuerung von Hochschulangeboten an Bedeutung gewinnen.

Ziel dieses Beitrages ist es nicht, die derzeit vorliegenden sozialstrukturellen Forschungsbeiträge zu analysieren oder die aktuell hinlänglich abgesicherte Datenlage zu rekonstruieren. Diesbezüglich wird hier auf die relevanten Quellen verwiesen (z.B. Isserstedt et al. 2006; Studierendenbefragung Würzburg; Publikationen des HIS). Genauso wenig steht die unter dem Begriff des Trendsports subsumierte sportartenorientierte Zukunftsforschung, wie sie sich beispielsweise bei Wopp (2006) findet, im Blickpunkt des folgenden Beitrages. Vielmehr wird der Versuch unternommen, eine kulturelle Profilskizze der zukünftigen Studierendengeneration zu entwerfen, mit der eine strategische Ausrichtung und Gestaltung des Hochschulsports an deutschen Universitäten möglich werden soll, gleichzeitig aber auch eine Fundierung der inhaltlichen Diskussion über die Bildungsagenda des Hochschulsports möglich wird. Der Fokus des Beitrages wird also über die soziale Situation der Studierenden hinaus auf die jugendsoziologischen Entwicklungszusammenhänge junger Studierender und den damit verbundenen jugendkulturellen Trends gerichtet.

Im Rahmen eines metaanalytischen Samplings werden dabei Forschungsbeiträge zu dieser Thematik reanalysiert, um Hinweise für die zukünftige Gestaltung hochschulspezifischer Dienstleistungen mit besonderem Augenmerk auf den Hochschulsport zu geben. Dabei werden sowohl kultursoziologische Studien (u.a. Fritzsche 1997; 2000), Sportentwicklungsberichte aber auch klassische jugendsoziologische Untersuchungen (Schäfers/Scherr 2005) herangezogen. Auf eine jugend- und freizeitwissenschaftliche Ortsbestimmung wird hier aufgrund der uneinheitlichen Theoriefokussierung verzichtet (vgl. diesbezüglich Thole 2002). Natürlich muss methodenkritisch angefügt werden, dass sowohl jugendsoziologische Studien als auch die eher entwicklungspsychologischen Untersuchungen zur Thematik nicht immer mit der hier eingenommenen Perspektivierung übereinstimmen. Die sich daraus ergebenden Disharmonien in Bezug auf eine gütegerechte Vergleichbarkeit der wissenschaftlichen Erkenntnisse wird hier - mit dem Ziel einer explorativen Erkundungsstudie - bewusst in Kauf genommen.

Zum weiteren Vorgehen: Zunächst wird ein kurzer theoretischer Überblick über den Strukturwandel der späten Jugendphase, in der sich Studierende befinden, gegeben. Anschließend werden die derzeitigen jugendkulturellen Trends als Überblick über den Forschungsstand reanalysiert und diese abschließend als Empfehlungen für die Gestaltung und Steuerung des Hochschulsports deduziert.

## Studieren in der ‚Postmoderne‘ – ein kurzer theoretischer Überblick über den Strukturwandel von Jugend und Adoleszenz

Der zu untersuchende Personenkreis der Studierenden in Deutschland weist außer dem gemeinsamen Merkmal, an einer deutschen Hochschule eingeschrieben zu sein, noch weitere Gemeinsamkeiten auf. Denn in der Regel befinden sich Studierende in einer Phase, die in der Entwicklungspsychologie als „spätes Jugendalter“ oder „frühes Erwachsenenalter“ definiert wird (Krampen & Reichle 2002). Erfolgt das Studium unter sozialrechtlichen Bedingungen in der Regel im Erwachsenenalter, so wird es aus jugendsoziologischer Perspektive doch gleichsam als bedeutende Phase der Adoleszenz betrachtet. Im Rahmen einer allgemeinen Ausweitung des Lebensabschnitts Jugend spricht Hamm 1999 sogar von einer ‚Meta-Jugend‘: Über immer mehr Altersgruppen hinweg lassen sich Tendenzen einer verstärkten Jugendkultur ausmachen. Vor allem in Folge der Verlängerung der Ausbildungszeiten hat sich in der sozialwissenschaftlichen Diskussion die Sichtweise durchgesetzt, wonach Jugend als eine zeitlich ausgedehnte Lebensphase zu begreifen ist, die weder mit dem biologisch und psychodynamisch fundierten Erwachsenwerden noch mit der vollen Rechtsmündigkeit endet<sup>31</sup> (Schäfers & Scherr 2005). Eingegliedert in die gesellschaftliche Institutionalisierung von Jugend stellt das Studium damit eine letzte Phase im Rahmen der hierarchischen Binnendifferenzierung der Jugendsituation dar. Im Vergleich zum wissenschaftlichen Interesse an den Entwicklungsphasen der Kindheit und frühen Jugend stellt das Forschungsfeld Studierende dabei weiterhin als ein Desiderat entwicklungspsychologischer und sozialwissenschaftlicher Forschung dar (vgl. Pauly 2005).

Trotz der allgemeinen Vernachlässigung dieser Thematik ist sich die sozialwissenschaftliche Jugendforschung einig: Jugendliche Entwicklung vollzieht sich seit jeher im Wechselspiel von gesellschaftlichen Anforderungen und individuellen Bedürfnissen (Hurrelmann 2004). Die Auseinandersetzung mit Jugend als sozialwissenschaftlichem Phänomen wurde in den letzten Dekaden deshalb insbesondere durch die soziologische Diskussion der vermeintlichen ‚Postmoderne‘ geprägt. Schlagworte wie Individualisierung, Differenzierung und Digitalisierung bestimmen diesbezüglich den wissenschaftlichen Diskurs (vgl. Thole 2002). Welche Entwicklungsthemen sind für junge Studierende heute aber wirklich relevant und wie lassen sich diesbezüglich Trends und Verdichtungen identifizieren?

Bezugnehmend auf die soziologische Individualisierungsdiskussion bei Beck lassen sich drei Dimensionen des aktuellen gesellschaftlichen Transformationsprozesses herausarbeiten: Die erste Dimension beschreibt die Differenzierung und Diversifikation sozialer Schichtung und individueller Lebenslaufmuster. Beck (1986) spricht in diesem Zusammenhang von Prozessen der Endtraditionalisierung, die als

---

<sup>31</sup> Die größten repräsentativen Jugendstudien wie die Shell Jugendstudie umfasst deshalb auch eine Altersspanne von 12 bis 29 Jahren.

„Auflösung“ hergebrachter Sozialformen und institutioneller Beschränkungen begreifen werden. Individualisierung meint die Tatsache,

*„[...] dass Menschen sich in sozialer Hinsicht von traditionellen gesellschaftlichen Bindungen und Versorgungsarrangements befreien und sich auf kognitiver Ebene traditionellen Glaubensauffassungen und Sicherheiten immer weiter entziehen“ (Van der Loo / Van Reijen 1992, 162).*

Individualisierung im Rahmen der späten Jugendphase lässt sich somit originär als Herauslösung und Befreiung aus bindenden Normen und Lebenszusammenhängen verstehen (vgl. Ebers 1995, 344). Individualisierung thematisiert damit den neu entstandenen gesellschaftlichen Rahmen für individuelle Entwicklung und individuelles Handeln: Junge Menschen werden aus vorbestimmten Lebensläufen und gesellschaftlichen Zwängen sukzessiv herausgelöst und ohne die Einbindung in Klassen- oder Schichtgemeinschaften zur eigenen Biographieführung gezwungen. Damit verringert sich nicht nur die selbstverständliche Identifizierung mit Zielen und kulturellen Verhaltensweisen des Herkunftsmilieus; dem Individuum unterliegt auch die konkrete Ausgestaltung der Gesellschaft und der spezifischen Formen des sozialen Zusammenlebens.

Hieraus resultierend wird als zweite Dimension die Privatisierung sozialer Beziehung identifiziert.

*„Der einzelne gilt nicht mehr nur als Adresse in Kommunikationsprozessen. Vielmehr wird das Individuum nun vor allem als Gestalter seiner sozialen Welt gesehen“ (Junge 2002, 9).*

Das Individuum wird zum zentralen Bezugspunkt für sich selbst – die Herstellung sozialer Kontakte eine Leistung eigener Wahl- und Auswahlentscheidung. Der adoleszente Jugendliche verliert demnach seine aus einem Guss zusammengehörende Lebenswelt, die früher in der Einheit aus Familie, sozialer Schicht, Einkommensstruktur, Beruf, Ehepartner und Glauben bestand (vgl. Beck 1986, 206). Während in früheren Gesellschaften beispielsweise soziale Herkunft, der Beruf oder aber die soziale und politische Orientierung für das Individuum vorgegeben zu sein schien und mitunter auch für das Sportengagement von entscheidender Bedeutung sein konnte<sup>32</sup>, zerfällt diese biographische Einheit in der Spätmoderne zusehends in seine Bestandteile (vgl. Brinkhoff 1998, 252). Dem mit der Durchsetzung der Industriegesellschaft einhergehenden Zugewinn an individuellen Spielräumen steht ein Verlust an traditionellen und zum Teil verbindlichen Werten, Normen und Sinnorientierungen und die zunehmende Abhängigkeit von Institutionen und Organisationen gegenüber. Individualisierung impliziert damit gerade für junge Menschen einen Verlust an Sicherheiten und Sinnstrukturen, den die Bindung an traditionelle Gemeinschaften und die Einbindung in primäre soziale Netzwerke umfasst.

Damit ist auch die dritte Dimension des Individualisierungsprozesses bezeichnet: der Zugewinn an persönlicher Autonomie. Vor allem die Arbeiten von Keupp

<sup>32</sup> Vgl. hierzu Lamprecht & Stamm 1994 aber auch Winkler 1995; 1998

(1994a; 1994b; 2000; Keupp et.al. 1997), der die gesellschaftlichen Freisetzungprozesse in ihren Folgen für die Subjekte untersucht<sup>33</sup>, aber auch die Schriften von Kohli (1989) erlauben im Kontext der soziokulturellen Jugendforschung fruchtbare Anschlussleistungen. Dem Verlust gesellschaftlicher ‚Ligaturen‘<sup>34</sup> steht demzufolge eine Zunahme an Optionen – im Sinne gesteigerter Handlungsmöglichkeiten gegenüber.

Versteht man Individualisierung in diesem Kontext als einen Entstrukturierungsprozess der Jugend, so bedeutet dies für das junge Individuum immer weniger auf vorgegebene Muster und Normierungen im Bereich der Lebensführung zurückgreifen zu können und stattdessen auf selbst entwickelte Orientierungen verwiesen zu werden. Das individuelle Leben wird angesichts gesteigerter Wahlmöglichkeiten<sup>35</sup> im Hinblick auf Lebensführung und Lebenslauf zu einem Projekt - die Normalbiographie wird zur Wahl - (Ley 1984) oder Bastelbiographie (Hitzler & Honer 1994). Ständische Rollenmuster sind in den modernen Konsumkulturen des neuen Jahrhunderts kaum noch lebensweltlich relevant.

Zusammenfassend zeigt Individualisierung also in hohem Maße ambivalente Effekte für Jugendliche und junge Erwachsene: Auf der einen Seite werden Jugendliche heute zunehmend aus ihren gesellschaftlichen Zwängen und Herkunftsschicksalen befreit. Den damit gewonnenen Freiheiten, die sich auch als Individualisierungschancen begreifen lassen, stehen aber unausweichlich auch Individualisierungsrisiken gegenüber: Neben dem verstärkten Verweis auf eine selbstbestimmte Biographieführung, die ohne kollektive Sinnquellen auskommen muss, wird insbesondere das jugendliche Individuum schon früh mit den Zwängen gesellschaftlicher Institutionen und Marktprozessen konfrontiert.

*„Das Bild des Erwachsenen als fertige Person gehört der Vergangenheit an, wenn es überhaupt jemals gestimmt hat. Die Gesellschaft erwartet heute von ihren mündigen Bürgerinnen und Bürgern ‚lebenslanges Lernen‘, ‚Flexibilität‘, ‚Mobilität‘, ‚ständige Weiterbildung‘, ‚Innovation‘ und einen offenen Umgang mit ‚neuen Technologien‘ und den Herausforderungen der ‚Globalisierung‘ – um nur einige Schlagwörter zu nennen“  
(Faltenmeier et al. 2002, 18).*

Wenngleich zu konstatieren ist, dass diese Individualisierungsprozesse nicht alle Bevölkerungsgruppen gleichermaßen treffen und betreffen, so gelten doch gerade Studierende als besonders ‚individualisierungsempfindlich‘. Im Übergang zum jungen Erwachsenenalter müssen Studierende besondere Entwicklungsaufgaben bewältigen, die die angeführten Individualisierungsphänomene bisweilen noch ver-

<sup>33</sup> Weitere Ansätze finden sich bei Berger (1996); Bilden (1998); Giddens (1995; 1999). Aber auch in den Arbeiten der klassischen Soziologie finden sich Überlegungen und Beiträge zur Identitätsproblematik in der individualisierten Gesellschaft z.B. Dahrendorf 1979; Michailow (1990; 1996).

<sup>34</sup> Dahrendorf (1994) beschreibt Modernisierung als Veränderung des Verhältnisses zwischen Optionen und Ligaturen. Unter Optionen versteht er „in sozialen Situationen gegebene Wahlmöglichkeiten, Alternativen des Handelns“ (ebd., 421f). Ligaturen hingegen sind „tiefe kulturelle Bindungen, die Menschen in die Lage versetzen, ihren Weg durch die Welt der Optionen zu finden“ (ebd., 423). Gemeint sind damit die traditionellen Zugehörigkeiten zu Familie, Gemeinde, Kirche aber auch Schicht und Klasse.

<sup>35</sup> Vgl. auch Gross (1994): „Die Multioptionengesellschaft“

stärken. Im Mittelpunkt steht in diesem Kontext die Intensivierung und Differenzierung sozialer Beziehungen sowie Verantwortlichkeiten, die sich in der sukzessiven Ablösung vom Elternhaus, der Manifestation eigener sozialer Netzwerke sowie der beruflichen und sozialen Etablierung andeuten (Pauly 2005). Vaillant (1977) vergleicht die Lebensphase der Studierenden treffenderweise mit der Situation eines eben geschlüpften Schmetterlings, der lebensfähige Verbindungen zwischen sich und der Umwelt herstellen muss. Im gleichen Maße, wie sich der junge Erwachsene von seinen Eltern entfernt, muss er sich anderen Bezugspersonen nähern und mit ihnen stabile und befriedigende Beziehungen aufbauen.

Wenngleich eine generelle oder universelle Entwicklungslogik der Adoleszenz aufgrund von milieu- und persönlichkeitspezifischen Divergenzen kaum anzunehmen ist, so bleibt doch festzuhalten, dass sich Studierende heute - unter den veränderten Bedingungen des Individualisierungsphänomens - mit den Bedingungen vergangener Generationen kaum vergleichen lassen.

Kurzum: Will man Jugend auch in der Phase der Adoleszenz umfassend betrachten, so ist Jugend in den Kontext der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen einzubetten und zu reflektieren. Jugend muss demnach als gesellschaftliches Phänomen betrachtet werden, welches sich nur schwer mit einfachen und kausalen Erklärungsrastern deuten lässt. Die Eintrittsphase junger Menschen in ein Studium erscheint in der so genannten Postmoderne mit einer enormen Komplexität und ist geprägt durch neuartige Entwicklungsphänomene, die über die klassischen biographischen Zugänge hinausweisen. Zusammenfassend kann an dieser Stelle mit Hamm (2003) geschlussfolgert werden, dass insbesondere die letzten Jugendphasen, die in den Zeitraum eines Studienbeginns fallen, nicht mehr nur eine klar umgrenzte Entwicklungsaufgabe darstellen, sondern eine dynamische und vielschichtige Teilkultur des gesellschaftlichen Lebens repräsentieren.

## **Adoleszente Charakteristika – der Versuch einer Trendskeizze**

Was aber bestimmt die Lebenswelt von jungen Studierenden nun konkret, wie reagieren sie auf die Unsicherheiten und multiplen Optionen der heutigen Gesellschaft und welche kulturellen Transformationen lassen sich insbesondere für die adoleszenten Studierenden ausmachen?

Im Folgenden soll diesen Fragen im Rahmen des angesprochenen metaanalytischen Samplings nachgegangen werden, wobei eine Auswahl und Reduktion der vorliegenden Trendberichte sowie soziokulturellen Analysen vorgenommen wird, denn eine durch prinzipielle Offenheit und Pluralität gekennzeichnete Gesellschaft bietet für die auf Jugendliche fokussierte Kultur- und Sozialwissenschaft – dies scheint im Überblick über den Forschungsstand offensichtlich – eine bisweilen bizarre Vielfalt an Zukunftsprognosen und Generationsattributen. Jugendliche Lebenswelten kennzeichnen zu Beginn des neuen Jahrtausends eine expandierende Vervielfältigung und Ausdifferenzierung kreativer und konsumtiver Freizeittätigkeiten. Die Pluralisierung und Ausfächerung kultureller Praxen von Jugendlichen po-

tenzierten die schon bestehende Unüberschaubarkeit des Freizeitangebots nochmals. Blüchers (1967, S. 220) Markierung, dass „[...] das Freizeitsystem (...) vielgestaltig, schwer zu übersehen und auf einen Nenner zu bringen ist“, hat an Aktualität keine Einbuße erfahren – im Gegenteil: Viele ehemals ‚exotische‘ Freizeitpraxen wurden zu einem genuinen, integrierten, ja fast unauffälligen Bestandteil des Alltags (vgl. auch Thole 2002).

Im Rahmen der hier angestrebten zielorientierten Deduktion der Thematik für den Kontext des Hochschulsports werden aber ausschließlich jene übergreifenden ‚Metaebenen‘ herausgearbeitet, die sich zum einen in der wissenschaftlichen Literatur durch Mehrfachnennung verdichten oder die sich durch hinreichend empirische Ergebnisse belegen lassen<sup>36</sup>.

Bei aller Pluralität lassen sich in Anlehnung an die Ansätze der Jugendkulturforschung bei Großegger (2002) und Hurrelmann et al. (2006) derzeit folgende sechs Makrotrends identifizieren, die nachfolgend kurz vorgestellt und in ihren Dimensionen erläutert werden:

1. Qualitative Veränderung der Freizeit
2. Performative Kultur
3. Erlebnisorientierung
4. Sampling-Gesellschaft
5. Virtualisierung und Netzbildung
6. Neue Körperarbeit

### Qualitative Bedeutung der Freizeit

Bereits in der klassischen Jugendkulturforschung wird von einer dominanten Funktion der Freizeit in der Entwicklung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen ausgegangen (Thole 2002). Freizeit stellt, wie Reulecke (1982) hervorhebt, sogar eine wesentliche Voraussetzung für das Entstehen einer eigenen Jugendphase dar. Wenngleich anzunehmen ist, dass es durch die Verdichtung von Arbeits- und Lernbedingungen im Rahmen des Bolognaprozesses zu quantitativen Einbußen der allgemeinen frei verfügbaren Zeit von Studierenden kommen wird<sup>37</sup>, so wird die Zeit, über die Studierende weiterhin frei verfügen auch zukünftig noch relativ hoch sein. Der veränderte Stellenwert der Freizeit im Kontext jugendlicher und studierender Lebenswelt betrifft dabei auch weniger die Quantität – im Sinne der freien Zeit – als vielmehr die Qualität der Freizeit und deren identitätsstiftende Dimension (vgl. Thole 2002). Freizeit, so Hamm (2003, 52) stellt heute „[...] einen immer zwangloseren Raum der Handlungsoptionen dar“. Die Shell Jugendstudie 2006 kommt zu dem Schluss, dass „[...] der Freizeitsektor für Jugendliche ein soziales Übungsfeld für den Umgang mit der unendlich groß erscheinenden Fülle an Wahl-

---

<sup>36</sup> Als wissenschaftliche Grundlage kann dabei auf Sander/Vollbrecht 2000; Thole 2002; Schäfers/Scherr 2005; Hurrelmann 2006 verwiesen werden.

<sup>37</sup> Erste Forschungshinweise z.B. der CHE zeigen hier zwar keinen eindeutigen Trend, da die Forschungssituation zu den veränderten Bedingungen des Studierens allerdings erst im Aufbau ist, kann an dieser unbestätigten These weiterhin festgehalten werden.

und Verhaltensmöglichkeiten bietet“ (Hurrelmann et al. 2006, 77). Deutlicher als früher bietet die Freizeit also ein relevantes Experimentierfeld zur Bildung von Identität und Selbstverwirklichung.

*„Freizeit scheint heutzutage Selbstzweck geworden zu sein, Freizeit als ein Wert an sich. [...] Freizeit ist für Jugendliche auch eine Bühne zur Selbstinszenierung und zur Darstellung von Jugendlichkeit insgesamt. Freizeit ist eng verwoben mit der jugendlichen Aufgabe der Entwicklung eines Selbstbildes, denn mit Hilfe von Freizeit können verschiedene Selbstkonzepte unverbindlich ausprobiert werden. In einer postmodernen Gesellschaft mit einem fragmentierten Alltag überhaupt ist es heute fast schon Pflicht, verschiedene Facetten eines Selbstbildes zu leben und damit zu experimentieren – letztlich nicht nur für Jugendliche“ (Hamm 2003, 53).*

Reinders (2006) spricht in diesem Zusammenhang von einem Freizeit-Moratorium, bei dem durch Aktivitäten mit Peers und durch Nutzung des Freizeitwarenmarktes im Hier und Jetzt Wohlbefinden gesucht wird und das Streben nach Selbstentfaltung dominiert. Freizeit wird für Jugendliche und junge Erwachsene also – auch im Studium – zu einer wesentlichen identitätsstützenden Dimension, die über den reinen Erholungs- und Regenerationswert hinausweist. Dass auch der Freizeitsport als Raum zu subjektiven Sinn- und Selbstentfaltungsdimensionen dient, hat u.a. Brinkhoff (1998) empirisch nachgewiesen. Thole (2002) betrachtet die quantitativen und qualitativen Veränderungen des freizeitorientierten Jugendsports als die „[...] gravierendsten Veränderungen der letzten 2 Dekaden“ (ebd., 16). Die sportorientierten Präferenzen von Jugendlichen haben sich jedoch nicht nur enorm vervielfacht, sondern auch deutlich von ihrer bisherigen Fokussierung auf den Schul- und Vereinssport gelöst. Einige der spielerischen Bewegungsaktivitäten wie beispielsweise Fahrrad fahren, Mountainbiking, Skaten, Kickboard fahren, Wandern und Yoga werden von vielen nicht einmal mehr dem Sport zugeordnet, obwohl sie wie das Fahrrad fahren vor dem Schwimmen, Fußball und Jogging die Ranking-Liste der ausgeübten sportlichen Aktivitäten außerhalb der Schul- und Vereinskultur anführen (ebd.).

## Performative Kultur

Eng verknüpft mit der zunehmenden qualitativen Bedeutung der Freizeit im Kontext jugendlicher Lebensführung steht der Begriff der performativen Kultur<sup>38</sup>. Die Perspektive des Performativen rückt die Inszenierungs- und Aufführungspraktiken sozialen Handelns, deren wirklichkeitskonstitutive Prozesse sowie den Zusammenhang von körperlichem und sprachlichem Handeln, Macht und Kreativität in den Mittelpunkt. Gerade körperorientierte Freizeitverhaltensweisen werden demnach zunehmend zu einem Mittel kultureller und sozialer Interaktion (vgl. auch Bauer/Alkenmeyer 2001).

<sup>38</sup> In Anlehnung an die Begriffssystematik der Cultural Studies wird Kultur als prozessualer Begriff verstanden, bei dem Kultur an geteilte Prinzipien der Lebensführung gebunden und auf gelebte Erfahrungen der Menschen im Alltag bezogen ist.



Sowohl die Unterscheidung zu anderen als auch die Integration nach innen – so die zentrale These - gelingt in den meisten jugendlichen Handlungskontexten vorrangig nur über die Kenntnis gemeinsamer Symbole und Zeichen, die die Zugehörigkeit zu einer Szene oder Gruppe aber auch deren Abgrenzung codieren. In einer individualisierten Gesellschaft setzt dieser akzentuierte Einsatz von Stilmitteln vor allem Orientierungssignale im Sinne von Identifikations- und Distanzierungsmerkmalen. Als Stilträger ist man für andere einzuordnen aber auch als Teil einer Gruppe zu identifizieren. Stilbildung über das Medium Sport bietet dem Individuum eine wichtige Inszenierungsfolie für Identität und ein geeignetes Ausdrucksmittel von Individualität: *„Zeig mir wie Du Dich gibst (und kleidest) und ich sage Dir, welchen Sport Du treibst und wie Du Dein Leben führst“*, ist die überzeichnete Form dieser Stilisierung (vgl. auch Schwier 1998; 2000).

Die mit dieser performativen Kultur einhergehende Szenebildung dominiert zu großen Teilen auch die studentische Lebenswelt, wenngleich sie in ihren qualitativen Dimensionen nicht so stark ausgeprägt sein wird, wie beispielsweise bei Jugendlichen aus sozial benachteiligten Familien (vgl. Hurrelmann et al. 2006).

### Erlebnisorientierung

Erlebnis als zentrale Alltagskategorie wird heute nicht nur in jedem Einkaufszentrum offensichtlich. Schulze (1995) hat das Erlebnis auch als sozialwissenschaftlichen Begriff etabliert. Junge Menschen begreifen ihre heutige Lebenswirklichkeit demnach immer weniger in ökonomischen und zweckrationalen als vermehrt in subjektbezogenen Kategorien. An die Stelle der außenorientierten Lebensauffassung - die sich um existenzielle Probleme der materiellen Versorgung und Reproduktion konzentriert – tritt die Erlebnisorientierung (ebd., 37f) als innenorientierte Handlungsmaxime. Handlungsleitend in dieser so genannten Erlebnisgesellschaft ist demnach die Produktion angenehmer Erlebnisse, die dem ‚Projekt des schönen Lebens‘ gewidmet sind. Kurzum: Der Sinn des Lebens wird insbesondere bei jungen Menschen heute durch die Qualität subjektiver Prozesse definiert. Es ist diesbezüglich also nicht verwunderlich, dass 87% aller Studierenden *„das Leben genießen“* als relevantes Zukunftsziel nennen (His 2003, 9). Begleitet von Zielen der Berufsfindung stehen hedonistische Ziele diesbezüglich hoch im Kurs.

Sport- und Kulturangebote sind dabei längst zu festen Bestandteilen dieser Erlebnisorientierung geworden. Vor allem die empirische Sozialforschung konnte nachweisen, dass die bisweilen sehr diffusen Erlebniskategorien wie ‚Spaß‘ oder ‚Fun‘ heute viele Motivstrukturen jugendlichen Sporttreibens kennzeichnen und im Rahmen einer ausgeprägten ‚Fit und Fun-Entwicklung‘ (Moser 2003) zu einer eigenständigen Sportkultur avancieren. In einer vom Institut für Jugendforschung durchgeführten Studie zum Freizeitverhalten von Jugendlichen und jungen Erwachsenen geben 82% aller Befragten Spaß als zentralen Grund für das Sporttreiben an.

## Sampling-Gesellschaft

Der insbesondere von Wopp (2006) für den Kontext des Trendsports eingebrachte Begriff des Samplings betrifft die Lebenswelt von Jugendlichen und Studierenden heute mehr denn je. In der so genannten ‚Sampling-Gesellschaft‘ sucht sich der einzelne Jugendliche seine Werte und Selbststilisierungen baukastenartig zusammen und konfiguriert daraus einen eigenen Lebensstil. Ein Großteil der Jugendforschung geht heute davon aus, dass Jugendliche über „individuelles Sampling“ (Gaugele 2003, S. 39) ein Selbstkonzept zu etablieren vermögen, das nicht nachhaltig an soziale Kategorien gebunden ist (Hitzler et al. 2001).

Dieser Mix kann auf den ersten Blick als Widerspruch erscheinen, sein Charakteristikum ist aber, dass ideologiefrei vermischt, gemischt und gesampelt wird (z.B. einerseits Körperbewusstsein, andererseits Alkohol und Drogen; einerseits Wunsch nach Sicherheit, andererseits aber nach Selbstverwirklichung; einerseits stark ausgeprägtes Leistungsdenken, andererseits soll alles locker gehen). Wopp (1999) spricht diesbezüglich von einer ‚Sowohl-als-auch-Generation‘ und beschreibt damit die Pluralität der derzeit existierenden Lebensentwürfe – auch und erst recht im Hinblick auf die Lebensphase Studium.

Das Experimentieren und Gestalten von Lebensentwürfen und Biographieführung führt – so die zentrale Annahme – zu einem ganz praktischen Handling der oben angeführten Optionsvielfalt und bringt eine zunehmende kulturelle Vielfalt hervor, die sich quer zu traditionellen Schemata politischer und ideologischer Orientierungen verorten lässt. Stilistische Innovationen werden dabei in immer schnelleren Abfolgen zu kulturellen Alltagsmustern.

## Virtualisierung und Netzwerkbildung

Die zunehmende Technisierung des Lebensalltags von Jugendlichen und insbesondere von adoleszenten Studierenden stellt zweifelfrei den Megatrend unter den kulturellen Entwicklungen dar. Internet und globalisierte Kultur sind für sie die Proberäume der so genannten Netzgesellschaft. Über 90% aller Studierenden nutzen den Computer oder das Internet täglich zur Informationsbeschaffung oder zur Kommunikation (vgl. Isserstedt et al. 2006.). In vielen Fällen sind hochschulinterne Interaktionen heute ohne Computer und Internetzugang kaum noch möglich.

Dass die oben als Individualisierung beschriebene ‚Quasi-Freiheit‘ von Jugendlichen im Bezug auf die sozialstrukturelle Einbettung nicht in eine soziale Leere führt, zeigt heute die intensive Nutzung von Communities und Online-Netzwerken. Neue Formen des ‚Sozialen‘ werden durch Kommunikation im und durch Internet hergestellt (vgl. auch Thole 2002). Insbesondere die Nutzung von Beziehungsnetzwerken hat sich diesbezüglich in den letzten Jahren stark entwickelt. Studierende vernetzen sich dabei mit Hilfe neuer Kommunikationstechnologien entlang von gemeinsamen Interessenslagen und quer zu geografischen Grenzen. Die Sehnsucht nach Gemeinschaft, wie sie nicht nur in einschlägigen Online-Gesellschaften propagiert wird, wird so zu einem Modell der Geborgenheit und des

Rückzugs von einer unwirtlichen und unverbindlich erlebten Gesellschaft. Gesucht wird die Dauerhaftigkeit in den Beziehungen, virtuelle Freundschaften übernehmen diesbezüglich die Rolle der Familien. Sie bieten einerseits Freiheit, andererseits aber auch Bindung (vgl. Horx 2002).

Auch diesbezüglich lassen die neuesten Daten kaum einen Zweifel zu: Mehr als vier Millionen Nutzer hat allein die studentische Community ‚StudiVZ‘ – Tendenz steigend. Diese themenunspezifischen Netzwerke dominieren also schon heute die Interaktionwirklichkeit von Studierenden und kann gar als ein Exklusionsmedium zukünftiger Generationen bezeichnet werden: wer hier nicht dabei ist, nimmt am gesellschaftlichen Leben kaum mehr teil. Kurzum: die zukünftigen Studierenden gehören zur ersten ‚mediensozialisierten Generation‘ dieser technikorientierten Gesellschaft.

### Neue Körper- und Bewegungskultur

Es gibt kaum Zweifel: der Körper steht in dieser Gesellschaft hoch im Kurs. Gerade in so genannten ‚postmodernen‘ Zeiten scheint der sich bewegende Körper als multiples Instrument einer vielschichtigen Sinnstiftung an Bedeutung gewonnen zu haben. Die Vielfalt der Bewegungsformen unserer modernen Gesellschaften, die sich in den Bereichen Fitness und Wellness offenbaren, können diesbezüglich als Verweise benutzt werden. Natürlich besitzt der Umgang mit dem eigenen Körper eine traditionell große Bedeutung für jugendliche Entwicklungsphasen. Zu den zentralen Entwicklungsaufgaben Jugendlicher gehört es, den Körper ‚bewohnen‘ zu lernen und Intimbeziehungen einzugehen (Fend 2003, S. 210ff.). Die Entwicklung eines Selbstkonzepts von Körper, Geschlecht und Sexualität erfolgt also kontextbezogen in Auseinandersetzung mit Anregungen durch Familie, Freunde, Mitschüler, Lehrer und Medien. Was kennzeichnet aber dann die neue jugendliche Körperkultur?

In einer Zeit, in der traditionelle Sozialstrukturen an Bindungskraft verlieren und Orientierungsmöglichkeiten zunehmend fragmentarisch, austauschbar und beliebig erscheinen, bietet sich offensichtlich gerade der Körper – trotz seiner Fragilität und Vergänglichkeit – zur Sicherheit versprechenden Verortung an (Borse 2007). Das äußere Erscheinungsbild der Jugend im Sinne einer inszenierten Fitness und Sexyneß wird besonders in jugendlichen Sportkontexten hartnäckig gestylt und geformt. Man ist versucht, die von den vielfältigen Medien forcierte Selbsteroberung der Körper dabei als letzte verbleibende Identitätsressource einer sich transformierenden Jugend zu identifizieren. Der Körper wird zu einem regelrechten Kultobjekt, der uns glauben macht, er spende in Zeiten der Desorientierung Halt (vgl. Gugutzer 2007). Da gesellschaftliche Institutionen zunehmend fragwürdig geworden sind – so die These – entsteht eine Rückbesinnung auf den Körper als eine scheinbar noch nicht entfremdete Natur, der Körper wird zum zentralen Wert und letzten Hort von Selbstvergewisserung. Somit kann der moderne ‚Körperkult‘ als ein Ausdruck gesehen werden für die Suche nach einem Ankerpunkt, von dem aus bruchssichere Orientierungen möglich erscheinen (vgl. Fuchs 2004).

Die mit dieser Entwicklung einhergehende Ästhetisierung des Körpers wird dabei zu einem sozialen Interaktionsmuster, der es im Rahmen der jugendlichen Identitätsfindung erlaubt, sich abzugrenzen und als attraktiv wahrgenommen zu werden. Ein solches schönheitskompetentes Handeln über die Gestaltung des Körpers kann als sozialer Prozess, der es dem Einzelnen erlaubt Anerkennung zu erzielen, dazu dienen gesellschaftlich erfolgreich zu sein (vgl. Degele 2002; Villa 2007). Gerade in der Altersspanne von 18-25 Jahren spielt diese neue Form der Körpermodifikation eine besondere Rolle (vgl. Kasten 2006). So glauben laut der Bravo-Faktor-Jugend Studie 7 über 70% aller Jugendlichen, dass zukünftig das Aussehen wichtiger sein wird als der Charakter. Und auch die 15. Shell Jugendstudie belegt, dass das gesellschaftliche Schönheitsideal maßgeblichen Einfluss auf die Befindlichkeit von Jugendlichen ausübt.

*„Schlanke bis untergewichtige Frauenkörper und sportliche Männerkörper prägen dieses Bild. Mädchen und junge Frauen scheinen sich immer noch stärker an diesen gesellschaftlich vermittelten Vorstellungen von Attraktivität zu orientieren. Aber auch für Jungen ist dieses Thema in den vergangenen Jahren immer wichtiger geworden“ (Langness et al. 2006, 89).*

Kurzum: Das Bekenntnis zum attraktiven Körper zeigt sich demnach vielerorts und es liegt bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen heute ohne Zweifel voll im Trend. Körper, die man durch Sport, bewusste Ernährung, Kosmetik und notfalls vielleicht sogar durch den einen oder anderen kleineren chirurgischen Eingriff gestaltet und die man dann stolz und demonstrativ vorführt, markieren einen neuen jugendkulturellen Zeitgeist. Dieses neue Körperbewusstsein etabliert sich dabei auch als neue Bewegungskultur z.B. im Fitnesssport, in der die Körpergestaltung und -inszenierung im Motivationsmittelpunkt steht.

In diesem Kontext eng verknüpft steht auch die mit dieser Bewegungskultur einhergehende Veränderung der Sportnachfrage: Jugendliche im Übergang zum Erwachsenenalter wenden sich stärker als alle anderen Alterskohorten vom organisierten Sport ab und nehmen Sport-Dienstleistungen neuerer Art in Anspruch (vgl. Breuer 2007). Hierzu zählen sowohl kommerzielle Angebote wie Fitnessstudios als auch informelle Sportmodelle wie die Nachfrage von Trendsportarten. Wenngleich die empirische Datenlage zu dieser Thematik noch mehr als dürftig ist, so bleibt doch zu konstatieren, dass die jugendliche Generation der Zukunft mit traditionellen Sportangeboten gerade in organisationell-struktureller Hinsicht nur noch schwer zu befriedigen sein wird.

## **Hochschulsport als Bildungseinrichtung einer sich verändernden Jugend**

Ohne Zweifel: die Diagnose zukünftiger Studierenden-Generationen ist von methodischen Problemen geradezu durchsetzt. Zu keiner Zeit ist deshalb eine allgemeingültige Voraussage für die Gestaltung von Bildungsdienstleistungen aus den

oben stehenden Ausführungen abzuleiten. Vielmehr erscheint die Multioptionalität jugendlicher Lebensentwürfe eine nachhaltige Beratungsleistung zur Entwicklung von jugendlichen Bildungsangeboten eher noch zu erschweren. Es ist diesbezüglich anzunehmen, dass die Pluralität jugendlicher Biographien und Lebensstile sich auch auf die Ansprüche und Bedürfnisse von zukünftigen Studierenden auswirken wird. Wenngleich die hier deduzierten Hinweise eher den Status von vagen Zukunftsprognosen besitzen, so wird eine fortwährende Auseinandersetzung mit Studierenden und deren kulturellen Einbettung auch zukünftig von gehobenem Interesse sein.

Welche Herausforderungen aber existieren in Bezug auf die oben stehenden jugendkulturellen Transformationen für den Hochschulsport? Zunächst wird es eine der vordringlichsten Aufgaben des Hochschulsports sein, sein Dienstleistungspotenzial an den Hochschulen zu stärken und damit seine Professionalisierung voranzutreiben. Dazu gehört vorrangig die Berücksichtigung der veränderten Muster jugendlicher Interaktion. Die lebensweltlichen Veränderungen, die sich durch die Nutzung von Internetangeboten derzeit darstellen, müssen nachhaltig Einzug in die Dienstleistungsstruktur der Hochschulsporteinrichtungen erhalten. Es ist zu vermuten, dass sich die mit dem Internet verbundenen Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten in Zukunft noch ausweiten werden und Onlineangebote zukünftig an Bedeutung gewinnen werden. Für den Hochschulsport bedeutet es, die Virtualisierung der Hochschulen zu beobachten und die Dienstleistungen insbesondere im Bereich des Marketings und der Öffentlichkeitsarbeit darauf abzustimmen.

Aber auch auf der Ebene des staatlichen Bildungsauftrages wird der Hochschulsport in Zukunft gefordert. Die diesbezügliche Herausforderung liegt in der Ausrichtung des Sportangebotes zwischen den formalisierten Ansprüchen einer Dienstleistungsorganisation und der Informalität einer jugendkulturellen Bildungseinrichtung. Das steigende Sportengagement der jugendlichen Generation wird nur dann im Hochschulsport eine Nachfrageentsprechung erfahren, wenn es gelingt die jugendkulturellen Bedürfnisse in einer adäquaten Angebotsstruktur zu erfüllen. Die Ambivalenz dieses Prozesses liegt in der Berücksichtigung des universitären Bildungsauftrages des Hochschulsports bei gleichzeitiger Realisierung einer professionellen Dienstleistungsstruktur. Der derzeit vielfach eingeschlagene Weg zwischen kommerzieller Ausrichtung (z.B. im Fitnessbereich) und traditionellen Angebotsstrukturen weist diesbezüglich in die richtige Richtung. Allerdings gilt es in Bezug auf die veränderten Bewegungsbedürfnisse, die sich in der Entwicklung des beschriebenen Körperkults manifestieren lassen, ein eigenes Modell von Fitness und Körperlichkeit im Hochschulsport zu etablieren. Im Vergleich zu kommerziellen Fitnesseinrichtungen muss es dem Hochschulsport gelingen, die Nachfrage und das Bedürfnis nach Körperformung im und durch Sport mit sozialen Aspekten und hochschulspezifischen Bildungsansprüchen zu verknüpfen. Die derzeit praktizierte konsequente Ausrichtung am Gesundheitsmotiv kann hier zwar Legitimationsspielräume schaffen, stellt angesichts der geringen Bedeutung gesundheitsrelevanter Dienstleistungen für Jugendliche aber kaum ein zukunftsfähiges Modell dar. Die

Hochschulsporteinrichtungen müssen den Sinn des Sports zukünftig noch deutlicher unter den für sie spezifischen Gesichtspunkten von Erziehung, Bildung, Gesundheit, sozialem Lernen, Fairness, Friedlichkeit und Körperlichkeit mitbestimmen und dafür eigene Beispiele, Modelle und Orientierungen liefern. Es wird darüber hinaus erforderlich sein, eine eindeutige Begründung und Sinnggebung der heutigen Sportarten im Hochschulsportangebot zu definieren, die einerseits die gesellschaftliche Pluralisierung und das Bedürfnis nach Individualisierung berücksichtigt und diesem andererseits das Bemühen entgegenstellt - gerade angesichts der neuen Vielfalt im Sport und dem Verblassen der Klarheit seiner Sinnmuster - von der Ganzheit und Einheit des Menschen im Sport auszugehen.

Der Generationswechsel an den Hochschulen wird kommen, soviel ist sicher. Die Hochschulsporteinrichtungen sind mit ihrem breiten sportlichen Dienstleistungsangebot gut aufgestellt, die Herausforderungen, die aus den kulturellen Transformationen jugendlicher Lebenswelten resultieren, zu bewältigen. Es bleibt zu hoffen, dass die Verantwortlichen des Hochschulsports den derzeitigen Wandel als Chance verstehen und die impliziten Gestaltungsspielräume zur Weiterentwicklung nutzen.

#### *Literatur:*

- Alkemeyer, T. (2007): Aufrecht und biegsam. Eine Geschichte des Körperkults. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 18/2007, 6-18.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main.
- Berger, P.A. (1996): Individualisierung. Opladen.
- Blücher, V. Graf: Jugend, Bildung, Freizeit. Dritte Untersuchung zur Situation der deutschen Jugend (EMNID STUDIE). Bielefeld 1967.
- Brinkhoff, K.P. (1998): Sport und Sozialisation im Jugendalter. Weinheim.
- Dahrendorf, R. (1979): Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie. Frankfurt/M.
- Degele, N. (2007): Schönheit – Erfolg - Macht. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 18/2007, 26-33.
- Ebers, N. (1995): Individualisierung. Georg Simmel – Norbert Elias – Ulrich Beck. Würzburg.
- Faltenmeier, T., Mayring, P., Saup, W., Strehmel, P. (2002): Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters. Kohlhammer. Stuttgart.
- Ferchhoff, W. (1999). Jugend an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile (2. Auflage). Opladen: Leske + Budrich.
- Fritzsche, Y. (1997): Jugendkulturen und Freizeitpräferenzen. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): Jugend '97. Opladen 1997, S. 343-378.
- Fritzsche, Y. (2000): Modernes Leben – Gewandelt, vernetzt und verkabelt. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): Jugend 2000 – 13. Shell Jugendstudie. Opladen 2000, S. 181-221.

- Gaugele, E. (2003): „Ich misch das so“. Jugendmode als Sampling von Gender, Individualität und Differenz. In: Gaugele, E./Reiss, K. (Hrsg.): Jugend, Mode und Geschlecht. Die Inszenierung des Körpers in der Konsumkultur, S.34-52. Campus: Frankfurt/Main.
- Gebauer, G. & Alkemeyer, T. (2001). Das Performative in Sport und neuen Spielen. Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie, 10(1), 117-136.
- Giddens, A. (1995): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt/Main.
- Giddens, A. (1999): Der dritte Weg. Die Erneuerung der sozialen Demokratie. Frankfurt / M.
- Gross, P. (1994): Die Multioptionengesellschaft. Frankfurt/Main.
- Großegger, B. (2005): Jugendkultur. Schriftenreihe Jugendpolitik 2005. Wien.
- Großegger, Beate (2002): Jugend-Trends 2002 - 2012, Handouts, Institut für Jugendkulturfor- schung und Kulturvermittlung. Wien.
- Gugutzer, R. (2007): Körperkult und Schönheitswahn – Wider den Zeitgeist. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 18/2007, 3-6.
- Hamm, I. (1999): Lebenswelten charakterisieren die Jugend. In: Horizont, 6/99, S. 28-30.
- Hamm, I. (2003): Eine lebensstilistische Segmentierung des Jugendmarktes. Dissertation. Hei- delberg.
- Hitzler, R. & Honer, A. (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen von Individuali- sierung. In: Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten (S.307-315). Frank- furt/Main.
- Hitzler, R.& Pfadenhauer, M. (2001): Technosozioologie. Erkundungen einer Jugendkultur. Leske & Budrich.
- Horx, M. (2002): Die acht Sphären der Zukunft. Ein Wegweiser in die Kultur des 21. Jahrhun- derts. Signum. Frankfurt/Main.
- Hurrelmann, K. (2004): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung (7. Aufl.). Weinheim.
- Hurrelmann, K.& Albert, M. (2006): Shell Jugendstudie. Jugend 2006. Fischer Taschenbuch. Frankfurt/Main.
- Isserstedt, W., Middendorff, E.; Fabian, G., Wolter, A., (2006): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2006. 18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch HIS Hochschul-Informationssystem. Han- nover.
- Junge, M. (2002): Individualisierung. Frankfurt/M.
- Kasten, E. (2006). Body-Modification. Psychologische und medizinische Aspekte von Piercing, Tattoo, Selbstverletzung und anderen Körperveränderungen. München.
- Keupp, H. & Hobelsberg, H. (1999): Kann man heute noch erwachsen werden? Identitätssuche und Identitätsentwicklung. In: Katechistische Blätter 6/99, S. 375-380. München.
- Keupp, H. & Höfer, R. (Hrsg.)(1997): Identitätsarbeit heute. Frankfurt/Main.
- Keupp, H. (1994a): Ambivalenzen postmoderner Identität. In Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten (S.336-353). Frankfurt/Main.

- Keupp, H. (1994b): Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft. Gemeindepsychologische Perspektiven. München.
- Keupp, H. (2000): Eine Gesellschaft der Ich-Linge? Zum bürgerschaftlichen Engagement von Heranwachsenden. München.
- Kohli, M. (1989): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. Aktuelle Veränderungstendenzen und ihre Folgen. In: Brock, D. et al. (Hrsg.): Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel. Umbrüche im beruflichen Sozialisationsprozess, S. 249-278. München.
- Krampen, G. & Reichle, B. (2002). Frühes Erwachsenenalter. In Oerter, R., Montada, L. (Hrsg.), Entwicklungspsychologie (5., vollständig überarbeitete Auflage). 319-349. Weinheim: Beltz.
- Lamprecht, M. & Stamm, H. (1994): Die soziale Ordnung der Freizeit. Zürich.
- Ley, K. (1984): Von der Normal zur Wahlbiographie. In: Kohli, M. & Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit (S. 239-260). Stuttgart.
- Michailow, M. (1990): Lebensstil. Konzeptualisierung einer neuen sozialen Integrationsform. Dissertation Aachen.
- Michailow, M. (1996): Individualisierung und Lebensstilbildung. In: Schwenk, O.G. (Hrsg.): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft (S. 71-98). Opladen.
- Moser, G. (2003): Fit & Fun-Kultur, zwischen Leistung und Freude. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Lit. Verlag: Münster.
- Müßig-Trapp, P. & Willige, J. (2006): Lebensziele und Werte von Studierenden. HISBUS Kurzinformationen Nr. 14. Hannover.
- Pauly, A. (2005). Lustig ist das Studentenleben. Suchtverhalten im Studium. Unveröffentlichte Dissertation. Berlin.
- Reinders, H. (2006): Jugendtypen zwischen Bildung und Freizeit. Waxmann. Münster.
- Reulecke, J. (1982): Einführung. Lebensgeschichten des 20. Jahrhunderts im „Generationencontainer“. In: Reulecke, J. (Hrsg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert. S. VII – XVII. Verlag Oldenbourg. München.
- Sander, U. & Vollbrecht, R. (2000) (Hrsg.): Jugend im 20. Jahrhundert. Luchterhand. Neuwied.
- Schäfers, B. & Scherr, A. (2005): Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorien (8. Aufl.). VS Verlag. Wiesbaden.
- Schulze, G. (1995): Die Erlebnisgesellschaft. Campus. Frankfurt/Main.
- Schwier, J. : Spiele des Körpers. Jugendsport zwischen Cyberspace und Streetstyle. Hamburg.
- Schwier, J. : Sport als populäre Kultur. Sport, Medien und Cultural Studies. Hamburg.
- Thole, W. (2002): Jugend, Freizeit, Medien und Kultur. In: Krüger, H. & Grunert, C. (Hrsg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Opladen 2002, S. 653-683.
- Vaillant, G.E. (1977). Adaption to life. Boston: Little & Brown.
- Van der Loo, H. & Van Reijen, W. (1992): Modernisierung. Projekt und Paradox. München.
- Villa, P.-I. (2007): Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol. Aus Politik und Zeitgeschichte 18/2007, 18-26.



- 
- Winkler, J. (1995): Soziologie des Sports. Theorieansätze, Forschungsansätze und Forschungsperspektiven. Opladen.
- Wopp, C. (2006): Handbuch der Trendforschung im Sport. Meyer & Meyer. Aachen.
- Wopp, C. (1999). Lebenswelt, Jugendkulturen und Sport in der Schule. In Günzel, W. & Laging, R. (Hrsg.), Neues Taschenbuch des Sportunterrichts. (Band 1: Grundlagen und pädagogische Orientierungen; S. 342-359). Hohengehren: Schneider.

# Hochschulsport und psychische Gesundheit oder: „Hilft Sport bei der Bewältigung von Studienbelastungen?“

Daniel Möllenbeck

## Einleitung

Sportlicher Aktivität werden allgemein positive Wirkungen auf die Gesundheit unterstellt, für viele Sporttreibende stellt Gesundheit sogar das vermeintliche Hauptmotiv für eine Sportnachfrage dar (vgl. Woll 1996, 178). In den Sportwissenschaften jedoch werden Forschungsergebnisse vorsichtiger und differenzierter interpretiert: Ein allgemeiner Zusammenhang zwischen Sport und Gesundheit ist pauschal nicht haltbar (vgl. Knoll 1997) oder anders formuliert: *Sportliche Aktivität kann die Gesundheit fördern, dies ist jedoch nicht zwangsläufig der Fall*. Denkt man beispielsweise an den Leistungssport (z.B. Profiboxen) wird schnell klar, dass sportliche Leistung nicht immer mit Gesundheit vereinbar ist. Neben der betriebenen Sportart und der Motivationslage sind Aspekte wie Häufigkeit, Dauer oder Intensität von entscheidender Bedeutung für gesundheitliche Wirkungen.

Ohne Zweifel gibt es jedoch gesundheitsfördernde Effekte sportlicher Aktivität: Sport kann Gesundheitsressourcen stärken und stellt selbst eine Ressource dar, die Gesundheit erhalten bzw. herstellen kann. Dies gilt in besonderem Maße für den Hochschulsport, der ein überwiegend Breitensportlich ausgerichtetes Bewegungs- und Sportangebot bietet. Die in der Folge dargestellten aktuellen Daten und Entwicklungen zur gesundheitlichen Lage Studierender unterstreichen die Relevanz

und Notwendigkeit eines handlungsfähigen Hochschulsports zur Gesundheitsförderung im Setting der Universität.

## Problemaufriss

Studierende gelten traditionell als gesunde Bevölkerungsgruppe. Das dem nicht so ist, war unter anderem Ergebnis der *18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks 2006* (vgl. Isserstedt et al. 2007). Die Befragung von knapp 54.000 Studierenden aus der gesamten Bundesrepublik ergab, dass im Sommersemester 2006 der Anteil der gesundheitlich Geschädigten fast 19% betrug. Diese Quote lag bei der letzten Befragung im Jahr 2000 mit 15% deutlich niedriger.

Auch wenn aus diesen Schädigungen für 56% der Studentinnen und Studenten nach eigener Einschätzung keine Beeinträchtigung ihres Studiums resultiert, so sind in absoluten Häufigkeiten bezogen auf die 1,76 Millionen Studierenden des Berichtskreises der Sozialerhebung dennoch knapp 327.000 (2000: 240.000) gesundheitlich beeinträchtigt (44% fühlen sich in ihrem Studium eingeschränkt, an einer starken oder sehr starken Studieneinschränkung leiden etwa 27.000 Studierende).

Die Beeinträchtigungen könnten daher rühren, dass Studierende spezifischen Belastungen ausgesetzt sind. Der Studienbeginn stellt eine Transitionsphase und somit einen entscheidenden Einschnitt im Leben eines jungen Menschen dar. Mit dem Auszug bei den Eltern, dem Wechsel des Wohnortes und dem Verlassen des engen Freundes- und Bekanntenkreises gehen diverse Veränderungen einher. Viele Studierende müssen sich zum ersten Mal in ihrem Leben alleine versorgen, es ergibt sich oft eine ungewohnte Wohnsituation und viele Studierende erleben zudem finanzielle Einschränkungen. Verhaltensweisen wie Alkoholmissbrauch und der Missbrauch anderer Drogen können mit dem Studienbeginn einhergehen (vgl. Jessor & Jessor 1977, 162).

Die Übergangsphase vom Jugendlichen zum Erwachsenen (Adoleszenz) ist insgesamt eine prägende Phase, in der sich Verhaltensweisen verfestigen oder auch neu herausbilden (vgl. ebd., 5-6). Siegrist (2003, 142) bezeichnet die Phase der Adoleszenz sogar als „[...] besonders vulnerable Phase“. Neben der möglichen Wahrnehmung des Studienbeginns als kritisches Ereignis gibt es weitere spezifische Stressoren, die auf Studierende einwirken. Dazu gehören häufige Prüfungen und Klausuren und daraus resultierende Versagensängste und Spannungszustände, die zu Überforderung und psychischen Problemen führen können (vgl. Weissinger 1996). Lange Lern- oder Arbeitsphasen, Bewegungsmangel oder Fehlhaltungen verursachen bei Studierenden Rücken- und Nackenbeschwerden (vgl. Sobhan-Sarbandi et al. 2000). Häufiges Sitzen und passives Erholen kann die körperliche Funktionstüchtigkeit stören und zu Missbefinden führen.

Die Untersuchung von Stock & Krämer (2000) zu psychosozialen Belastungen und psychosomatischen Beschwerden von Studierenden ergab, dass rund drei Viertel der Befragten aus dem 5. Semester Zweifel haben, ob das Studium die richtige Ausbildungsentscheidung war. Ebenso viele fühlten sich orientierungslos. Auch

schätzte eine Mehrheit die Studienorganisation als chaotisch ein. Über 50% der Befragten gaben häufige Schulter- und Rückenbeschwerden, ein Drittel Unruhegefühle, ein weiteres Drittel gastrointestinale Beschwerden wie Sodbrennen, Übelkeit oder Magenprobleme an. Nach Allgöwer (2000, 13) wurden Studierende mittlerweile als eine gesundheitliche Risikogruppe erkannt.

Auch der *Bologna-Prozess* könnte mit der Schaffung eines zweistufigen Systems von Studienabschlüssen mit Bachelor und Master sowie einer deutlich stärkeren Strukturierung des Studiums bestehende Belastungen verschärfen oder neue und andere Belastungsfaktoren für die Studierenden mit sich bringen. Für das 3-jährige Bachelorstudium müssen 180 ECTS-Credits erbracht werden. Ein Credit beinhaltet nach Maßgabe des ECTS einen studentischen Arbeitsaufwand von 30 Zeitstunden im Präsenz- und Selbststudium. Daraus ergibt sich laut Rückert (2006) rechnerisch ein Workload von 1800 Stunden im Jahr. Bei 52 Wochen minus Jahresurlaub und Feiertagen resultiert daraus eine 38,5-stündige Arbeitswoche, legt man die 15 Wochen Vorlesungszeit zugrunde, eine 60-Stunden-Woche.

Diese zeitliche Belastung, die eine erhöhte Präsenz an der Hochschule mit sich bringt, wird zusätzlich durch die Studiengebühren verschärft. Einige Studierende müssen bisher im Studium existierende Freiräume reduzieren, um die Gebühren durch Nebentätigkeiten aufbringen zu können (vgl. Deutsches Studentenwerk 2006, 33). Der Berufsbefähigungsanspruch des Bachelor-Abschlusses führt dazu, dass trotz der eben genannten zeitlichen Belastungen Zusatzqualifikationen, Praktika etc. erbracht werden müssen (vgl. Rückert 2006). Außerdem besteht ein fast permanenter Prüfungs- und ein großer Erfolgsdruck, da das weiterführende Masterstudium zulassungsbeschränkt ist.

Eine weitere Entwicklung gibt Anlass zur Sorge: Bereits der DAK-Gesundheitsreport 2002 hatte seit 1997 einen starken Anstieg psychischer Erkrankungen vor allem bei jüngeren Altersgruppen festgestellt. Wie die folgende Abbildung zeigt, hat sich diese Entwicklung fortgesetzt:

|                  | Altersgruppe |       |       |
|------------------|--------------|-------|-------|
|                  | 15-19        | 20-24 | 24-29 |
| ♀ Steigerung um: | 89%          | 123%  | 100%  |
| ♂ Steigerung um: | 97%          | 90%   | 106%  |

Abbildung 1: Zunahme psychischer Erkrankungen zwischen 1997 und 2004. Quelle: DAK-Gesundheitsreport 2005 (vgl. DAK 2005, 48)

Von 1997 bis 2004 nimmt die Häufigkeit psychischer Erkrankungen bei den weiblichen und männlichen DAK-Mitgliedern insgesamt um 72% zu, bei den 20-24jährigen Männern jedoch weniger steil als bei den Frauen.

Die Ursachen sind vermutlich multikausal. Diskutiert werden Gründe wie steigende Arbeitsbelastungen und Arbeitsanforderungen bei gleichzeitigem Wegfall

sozialer Strukturen, Angst vor Arbeitslosigkeit oder auch gestiegene Zukunftsängste (vgl. DAK 2005, 68). Einen Überblick findet sich z.B. bei Kluge (2007). Auch wenn die Ursachen unklar sind deuten Untersuchungen in die Richtung, dass Studierende ebenfalls von dieser Entwicklung betroffen sind.

## Gesundheit: Konzeptspezifikation

Zunächst einmal stellt sich die Frage, was Gesundheit eigentlich ist. Eine Definition des Gesundheitsbegriffs erweist sich als äußerst diffizil. So gibt es nach Erben et al. (1986) einige hundert verschiedene Gesundheitsdefinitionen. Die wohl bekannteste ist die (oft kritisierte) Definition der Weltgesundheitsorganisation (WHO) aus dem Jahr 1948. Sie definiert Gesundheit als einen „Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht [als] das Freisein von Krankheiten und Gebrechen“. Kritik wurde vielfach aufgrund der Formulierung „vollständiger Zustand“ geäußert, der kaum erreichbar ist. Bemerkenswert ist jedoch das umfassende Gesundheitsverständnis (physisch, psychisch, sozial) und die Relevanz der Psyche und des Wohlbefindens für die Gesundheit.

In den verschiedenen Modellvorstellungen zu Korrelationen zwischen sportlicher Aktivität und psychischer Gesundheit wird das Konstrukt Gesundheit oft sehr unterschiedlich operationalisiert und entzieht sich so häufig empirischer Nachvollziehbarkeit (vgl. Wagner/ Brehm 2006, 106). Erst im Kontext von Theorien lassen sich Gesundheitskonstrukte nämlich nachvollziehen (vgl. Becker 2006, 31). Aus diesem Grund werden in der Folge die Wirkungen sportlicher Aktivität auf die Gesundheit exemplarisch anhand zweier verschiedener Modelle, nämlich eines Wohlbefindens-Ansatzes sowie des Salutogenese-Konzepts Antonovskys, mit ihren Operationalisierungen und ihrer Relevanz für die Praxis erläutert.

## Sport, Wohlbefinden und psychische Gesundheit

Der Wohlbefindensbegriff der WHO eignet sich zur weiteren Differenzierung im Hinblick auf die möglichen Wirkungen sportlicher Aktivität auf die Gesundheit. In Wohlbefindens-Ansätzen (Brehm/Abele 1992; Abele/Becker 1994) wird psychische Gesundheit mit Wohlbefinden gleichgesetzt, wobei das Wohlbefinden in Anlehnung an die WHO in die drei Bereiche *physisches*, *psychisches* und *soziales Befinden* unterteilt wird (vgl. Wagner/Brehm 2006, 105). Bei sportlicher Aktivität wird immer das physische und psychische Befinden angesprochen, das soziale Befinden, wenn die sportliche Aktivität soziale Interaktion beinhaltet.

Um den Begriff psychische Gesundheit zu operationalisieren und ihn intersubjektiv nachvollziehbar und messbar zu machen, hat man die drei Befindensdimensionen in solche Faktoren unterschieden, die sich in Bezug auf die Wirkung sportlicher Aktivität auf das Wohlbefinden als relevant für die Ausprägung dieser Befindensdimensionen zeigten. Dann hat man Formen der Operationalisierung angege-

ben. Beispielsweise ist der Faktor „sich fit fühlen“ wichtig für die Ausprägung des physischen Befindens. Operationalisieren lässt sich dieser Faktor durch eine Messung der subjektiven Fitnesswahrnehmung.

Im Folgenden werden Forschungsergebnisse und die aktuelle Befundlage zu Wirkungen sportlicher Aktivität auf Parameter der psychischen Gesundheit zusammengefasst:

### Wirkungen sportlicher Aktivität auf das physische Befinden

Sportliche Aktivität kann die durch das *Selbstkonzept* gegebenen gesundheitlichen Ressourcen in sportnahen Bereichen wie dem *physischen Selbstkonzept* (Körperkonzept), weniger in sportfernen Bereichen des Selbstkonzepts wie dem *Selbstwertgefühl* stärken. Viele Studien zeigen zwar einen Zusammenhang, jedoch sind die Befunde inkonsistent. Die Sportart scheint eine wichtige Rolle zu spielen. So gibt es die größten Effekte auf die Selbsteinschätzung der eigenen körperlichen Attraktivität und der körperlichen Leistungsfähigkeit bei Ausdauer- und Krafttraining (zusammenfassend. Fox 2000).

Die *Fitnesswahrnehmung* und die *Wahrnehmung körperlicher Fähigkeiten* hängen eng zusammen: Die subjektive Fitnesswahrnehmung verbessert sich im Laufe sportlicher Aktivität auf der Grundlage der Wahrnehmung körperlicher Fähigkeiten (vgl. Goldwater/Collis 1985). Es kommt zu einer signifikanten Verbesserung subjektiver und objektiver Fitnesswerte. Auch King et al. (1989) stellten signifikante Verbesserungen der Vitalkapazität, der subjektiven Fitness, des Aussehens und des Gewichts durch Neueinsteiger fest. Diese Aspekte tragen in großem Maße zum physischen Wohlbefinden und zur Gesundheit bei. Zudem nehmen sportlich Aktive auch weniger Beschwerden wahr (vgl. Winkler et al. 1998). *Beschwerdeerleben* ist ein Aspekt der seelischen Gesundheit, da es sich um einen Wahrnehmungssachverhalt handelt und nur sekundär um einen feststellbaren Sachverhalt, also die körperliche Beeinträchtigung (vgl. Fuchs 2003, 85). Die deutsche Herz-Kreislauf-Präventionsstudie, eine repräsentative Erhebung mit 44.000 Probanden, ergab, dass sportlich Aktive unabhängig von ihrem Alter eindeutig weniger Beschwerden als Nicht-Sporttreibende erleben (vgl. Winkler et al. 1998).

### Wirkungen sportlicher Aktivität auf das psychische Befinden

Biddle (2000, 86) gibt einen Überblick über die Effekte sportlicher Aktivität auf das aktuelle psychische Befinden, also die Stimmung. Gesichert scheinen folgende Erkenntnisse: Aerobe körperliche Aktivität übt schwache Effekte auf das Ärgererleben (-), schwache bis mittelstarke Effekte auf das Spannungserleben (-), Deprimiertheit (-), Vitalität (+), Müdigkeit (-) und Konfusion (-) aus. Bei leistungsthematischen Bezügen kommt es zu einer mittleren bis stark positiven Beeinflussung der Stimmung.

Abele et al. (1997) nehmen eine zusätzliche Unterteilung der Wirkungen der sportlichen Aktivität nach Sportart vor. Bei Fitnessaktivitäten und Entspannungs-

programmen gibt es *Äquilibrationseffekte*, bei Wettkämpfen *Disäquilibrationseffekte*. Bei der *Äquilibration* kommt es zur Spannungsreduktion und infolgedessen zum „feeling-better“-Phänomen (Stimmungssteigerung, Entspannung, milde Aktivierung). Stressempfindungen und negative Befindlichkeiten aus anderen Lebensbereichen können reduziert und verändert werden. Bei der *Disäquilibration* durchlebt man im Verlauf eines Wettkampfs einen Spannungsbogen in Bezug auf Spannung und Aktiviertheit. Die übrigen Stimmungsaspekte verändern sich in Abhängigkeit vom Ausgang des Wettkampfs. Diese Effekte treten nicht bei allen, aber bei etwa 75% der Sporttreibenden ein (vgl. Brehm 1998, 40). Weitere positive Wirkungen sportlicher Aktivität gibt es bei Zustandsangst (Überblick z.B. Landers & Arent 2001) sowie Deprimiertheit und depressive Symptome (z.B. Paffenberger et al. 1994).

Es gibt einige positive Wirkungen sportlicher Aktivität auf Parameter des *habituellen Befindens*, also der *Grundgestimmtheit*, wie z.B. eine geringere Wahrscheinlichkeit von Aktiven, später *Depressionen* zu entwickeln (zusammenfassend bei Mutrie 2000) oder einer signifikanten Verringerung der *Eigenschaftsangst* (vgl. Landers & Petruzello 1994). Es ist jedoch unklar, ob dies für alle Altersstufen und Sportarten zutrifft. Die reduzierende Wirkung ist insbesondere bei aerobem Ausdauertraining mit mittlerer Intensität, zumindest bei Teilgruppen der Teilnehmer gesichert (vgl. Landers & Arent 2001; Schlicht 1994). Nach Williams & Getty (1986) müssen Veränderungen der Grundgestimmtheit nicht zwangsläufig eintreten, da die Art der Programmgestaltung wichtig ist. Es soll keine Unterschiede bezüglich der Wirkung aeroben und anaeroben Trainings geben.

*Selbstwirksamkeitserwartungen* (Bandura 1997) stellen eine Determinante der Aufnahme und Aufrechterhaltung sportlicher Aktivität (für Motivation) dar, ihre Bedeutung ist gut belegt (z.B. Fuchs 1997). Die Befundlage zu erhöhter Selbstwirksamkeit als Konsequenz sportlicher Aktivität ist nicht eindeutig (vgl. z.B. Brehm et al. 2006). Es besteht lediglich die theoretische Annahme, dass gesteigerte Kompetenz im Rahmen sportlicher Aktivität und erfolgreich abgeschlossene Sportprogramme zu einer Erhöhung bereichsspezifischer und generalisierter Selbstwirksamkeit führen (vgl. Schlicht 1995; Schwenkmezger 2001).

## Wirkungen sportlicher Aktivität auf das soziale Befinden

Die Wirkungen sportlicher Aktivität auf das soziale Befinden sind bislang konzeptionell wie empirisch vernachlässigt. Das *Erleben sozialer Einbindung und Unterstützung* und das *Erleben von sozialem Einfluss* (z.B. in Sportspielen) ist bedeutsam, es gibt jedoch keine geeigneten Messinstrumente oder Studien (vgl. Abele/Becker 1994, 286).

Vor allem Kontaktmöglichkeiten sind beim Sport von erheblicher Bedeutung. Eine soziale Einbindung des Einzelnen erfolgt durch typische Charakteristika des Sports sowie die gesamte Vereinskultur. So stellte Schlagenhauf (1977, 93f) fest, dass kleine und mittlere Sportvereine Orte der Geselligkeit sind. Im Schnitt wenden Vereinsmitglieder Zeit in Höhe von 2 Stunden wöchentlich für Geselligkeit im

Verein auf. Fuchs (2003) bezeichnet Sportengagement als ein Musterbeispiel für Netzwerkförderung, unterstreicht jedoch auch das Fehlen empirischer Belege.

Abele et al. (1997) verweisen auf mehrere Studien, die nachweisen, dass sowohl die Aufnahme als auch die Aufrechterhaltung einer Sportteilnahme signifikant erhöht ist, wenn wichtige Bezugspersonen wie z.B. Lebenspartner oder Freunde sie ausdrücklich befürworten und unterstützen. Das Bindungsverhalten wird weiterhin durch die verbesserte Befindlichkeit beeinflusst, d.h., je wohler man sich während oder nach dem Sporttreiben fühlt, desto größer ist die Bereitschaft, weiterhin Sport zu treiben. Nach Schlicht & Strauß (2003, 92) gibt es eine wechselseitige Beziehung: Sportliche Betätigung begünstigt die Bildung von sozialen Netzwerken. Erfährt eine Person Unterstützung, erhöht dies die Motivation zur Sportteilnahme und es kommt zu einer besseren Bindung, was wiederum dem sozialen Rückhalt zugute kommt. Es bleibt jedoch zu klären, welche Variable zuerst vorhanden ist.

### Zwischenfazit

Mit Hilfe von Wohlbefindens-Ansätzen mit ihren spezifischen Konkretisierungen der psychischen Gesundheit kann man Wirkungsmöglichkeiten sportlicher Aktivität nachvollziehbar und messbar machen. So lässt sich beispielsweise erklären, wie Wohlbefinden durch sportliche Aktivität hergestellt oder erhalten werden kann und man kann Vermutungen darüber anstellen, welche Bedeutung den einzelnen Befindensdimensionen für das Gesamtkonstrukt Wohlbefinden und die psychische Gesundheit zukommt. Es lassen sich Handlungsanweisungen für die Sportpraxis ableiten, nicht zuletzt für den Faktor soziales Befinden und seine Bedeutung für die Sportbindung. Dennoch ist die Aussagekraft für das Gesamtkonstrukt Gesundheit beschränkt: So betont Grupe (1994, 27), dass Wohlbefinden „nicht oder nur zum Teil identisch mit Gesundheit“ sei, zeigt allerdings auch keine Alternativen zum Zusammenhang der beiden Konstrukte auf. Argyle (1987) legt dar, dass objektive Gesundheitsindikatoren nur in geringem Maße mit körperlichen Wohlbefinden übereinstimmen. So sind nach Schlicht (1995, 26) Gesundheit und Wohlbefinden offensichtlich nur aus einer subjektiven Sichtweise zu bestimmen. Er bezeichnet Gesundheit als eine übergeordnete Kategorie, die Wohlbefinden einschließt: Wohlbefinden ist „ein konstitutives Merkmal der psychischen Gesundheit, mit ihr allerdings nicht gleichzusetzen, da die psychische Gesundheit weitere Bestimmungsstücke enthält“. Wohlbefinden scheint ein Prädiktor für psychische Störungen und Gesundheit zu sein (Abele/Becker 1994; Mayring 1991).

Zudem ist laut WHO (2001, 3) eine Unterteilung in physische, psychische und soziale Faktoren der Gesundheit kaum möglich, bzw. in Bezug auf psychische Erkrankungen und Verhaltensstörungen sogar hinderlich, zu groß und komplex ist die gegenseitige Abhängigkeit und Interaktion: „For all individuals, mental, physical and social health are vital strands of life that are closely interwoven and deeply interdependent“. Eine künstliche Trennung vereinfacht zwar die Operationalisierung des Gesundheitsbegriffs, ist jedoch eine „sprachliche Fiktion“ (vgl. ebd., 7-8). Weiter heißt es:



*„Most 'mental' and 'physical' illnesses are understood to be influenced by a combination of biological, psychological and social factors. Furthermore, thoughts, feelings and behaviour are now acknowledged to have a major impact on physical health. Conversely, physical health is recognized as considerably influencing mental health and well-being (ebd).“*

Solche gegenseitigen Abhängigkeiten zeigen sich zum Beispiel darin, dass Stress durch Immunsuppression Erkältungen begünstigt (vgl. Cohen et al. 1991) oder die Wundheilung verzögert (vgl. Kielcolt-Glaser et al. 1999). Die WHO-Definition der Gesundheit und die Beschränkung auf den Terminus des Wohlbefindens reichen also nicht aus, um sich dem Konstrukt Gesundheit angemessen nähern und die Wirkungen sportlicher Aktivität umfassend untersuchen zu können.

## **Sport im Salutogenesemodell**

Eine Aufhebung der Dichotomie gesund-krank und eine Orientierung an der Ganzheitlichkeit, um dem Phänomen Gesundheit gerecht zu werden, findet sich im salutogenetischen Konzept von Antonovsky (1979, 1987). Die Salutogenese beeinflusste maßgeblich die neue Public-Health Bewegung und die Gesundheitsförderung ab den 1980er Jahren. Das Modell hat einen hohen Integrationswert in Bezug auf bisher existierende Modelle zur Gesundheit oder Krankheit. Es basiert auf einem umfassenden Gesundheitsbegriff (physisch, psychosozial) und kann den aktuellen Gesundheitszustand einer Person ebenso wie mögliche Wirkungen sportlicher Aktivität auf die Gesundheit erklären (Salutogenese = die Entstehung von Gesundheit). Das Modell wurde zwar für die physische Gesundheit entwickelt, es gibt jedoch deutlich stärkere Korrelationen mit der psychischen Gesundheit (vgl. Bengel et al. 2001). Antonovsky (1979, 67-69) betrachtet psychisches Wohlbefinden nicht als ein Konstrukt, durch welches ein Individuum auf dem Gesundheits-Krankheits-Kontinuum verortet werden kann, sondern als Indikator für Gesundheit. Wohlbefinden ist also eng mit Gesundheit verknüpft und dient auch zur Bestimmung psychischer Gesundheit.

Der Gesundheitszustand ergibt sich aus dem permanenten Einwirken von Stimuli, deren individueller Bewertung als neutral oder als bedrohliche, günstige oder irrelevante Stressoren und den Umgang (Coping) mit dem durch die Stressoren möglicherweise hervorgerufenen Spannungszustand durch den gezielten Einsatz von Ressourcen. Dieser Einsatz wird vom Kohärenzsinn (SOC) organisiert und gesteuert. Der Kohärenzsinn, ein umfassendes und überdauerndes Gefühl des Vertrauens, dass das Leben verstehbar ist, eine Herausforderung darstellt und Schwierigkeiten lösbar sind, wirkt als flexibles Steuerungsprinzip für den Einsatz von Copingstilen und -strategien und beruht auf Lebenserfahrungen und Erlebnissen.

Für Antonovsky, der gar nicht den Versuch unternommen hat, Gesundheit zu definieren, sondern eher eine prozesshafte Betrachtung zugrunde legt, schließen sich die beiden Begriffe gesund-krank nicht mehr gegenseitig aus, sondern er sieht

sie als Pole eines Kontinuums. Ein Mensch ist niemals vollständig krank oder gesund, relevant ist die Entfernung und Nähe zu den Endpunkten: „Wir sind alle terminale Fälle. Aber solange wir einen Atemzug Leben in uns haben, sind wir alle bis zu einem gewissen Grad gesund.“ (Antonovsky 1989, 53).

Der Organismus hat eher eine Tendenz zur Entropie, als zum Chaos, und das System muss permanent im Gleichgewicht gehalten bzw. wieder ins Gleichgewicht gebracht werden. Während Stressoren zu Entropie führen, lenken Widerstandsressourcen zu negativer Entropie. Diesem Gesundheitsmodell folgend definiert Fuchs (2003, 37) Gesundheit als „die Kraft des Menschen, den Zustand des Gleichgewichts immer wieder neu herzustellen, mit Störungen der Homöostase zu leben, aber auch in der Lage zu sein, diese Störungen in einem bestimmten Rahmen zu halten“ sowie „Gesundheit als Ergebnis eines mehr oder weniger gelungenen Copingprozesses“ (ebd., 38).

Die Wirkungen sportlicher Aktivität auf die Gesundheit lassen sich aus den zentralen Elementen des Salutogenesemodells wie beispielsweise Kohärenzsinn, Stressoren und Spannungszustand oder Ressourcen gut ableiten, auch wenn Antonovsky sich nicht explizit zum Sporttreiben geäußert hat.

Als Ressourcen (Widerstandsquellen), also Faktoren, die Spannungsbewältigung ermöglichen, benennt er *körperlich-konstitutionelle*, *personale*, *interpersonale*, *soziokulturelle* und *materielle* Faktoren. Eine künstliche Einteilung in physische, psychische und soziale Gesundheitsressourcen wird nicht vorgenommen.

Sportliche Aktivität kann direkt und indirekt zur Stärkung der meisten Gesundheitsressourcen beitragen. Der Organismus kann *körperliche (physiologische) Adaptationsleistungen* vollbringen. Der menschliche Körper reagiert auf regelmäßige Beanspruchungen (wie sportliche Aktivität) mit funktionsbezogenen Anpassungen (Adaptationen). Solche Anpassungen können zum Beispiel eine günstigere Fett-Muskelverteilung oder ein gestärktes Immunsystem bei moderatem Ausdauertraining sein (vgl. Gabriel & Kinderman 1995; König et al. 2000). Immunologische Veränderungen können als Widerstandsquelle vor Krankheitserregern schützen.

Eine verbesserte Fitness (*Ausdauer, Kraft, Koordination* sowie *Dehn- und Entspannungsfähigkeit*) z.B. in Form einer verbesserten Ausdauerfähigkeit kann einen Schutz vor koronaren Herzerkrankungen bieten oder der Halte- und Bewegungsapparat kann als präventive und rehabilitative Maßnahme bei Rückenproblemen gestärkt werden. Die Fitness kann gezielt über die gesamte Lebensspanne trainiert und verbessert werden (vgl. Brehm & Bös 2006, 22).

Aber auch der Zustand der inneren Organe, physischer Funktionsbereiche, des zentralen Nervensystems, des kardiovaskulären Systems oder des Halte- und Bewegungsapparats können gezielt verbessert werden. Knoll (1997) konnte in ihrer Metaanalyse keinen generellen Zusammenhang zwischen sportlicher Aktivität und Parametern physischer Gesundheit nachweisen. Es zeigte sich jedoch, „dass unter Berücksichtigung von person- und programmspezifischen Merkmalen, differentiellen Aspekten physischer Gesundheit sowie übergeordneten Studienmerkmalen (Forschungsdesign, Studienqualität, Publikationsquelle) ein Zusammenhang zwischen sportlicher Aktivität und physischer Gesundheit nachzuweisen ist“ (ebd., 152).

Aus den möglichen *personalen* Konstrukten hebt Antonovsky das Konstrukt *Wis-sen-Intelligenz* hervor. Seit wenigen Jahren wird der Frage nachgegangen, wie Gehirnfunktionen durch körperliche Aktivität beeinflusst werden können (Überblick bei Hollmann et al. 2005). Weitere Forschung ist jedoch nötig, um differenzierte Aussagen machen zu können (vgl. Kubesch 2004). Durch sportliche Aktivität kann auch Wissen erworben werden, beispielsweise über die betriebene Sportart, den eigenen Körper, über Leistung, Erholung oder Möglichkeiten der Entspannung und Regeneration. Dieses Wissen könnte z.B. dabei helfen, bestimmten Stressoren oder auch Spannungszuständen entgegenzuwirken. Auch ist häufig *soziales Lernen* Bestandteil sportlicher Aktivität. Die Ergebnisse sozialen Lernens könnten vom Individuum in Form gesteigerter sozialer Kompetenz ebenfalls sinnvoll eingesetzt werden. Antonovsky (1979) erläutert weiter das Konstrukt einer starken *Ich-Identität* als Ressource, welche das Vertrauen in das eigene Selbst beschreibt. Es besteht eine enge Beziehung zum Selbstwert bzw. zum Selbstkonzept. Das *physische Selbstkonzept* (oder Körperkonzept) ist ein Teilbereich des Selbstkonzepts und kann durch eine Erhöhung der *physischen Attraktivität* (Gewichtsverlust, Muskelaufbau) und der *Allgemeinen Sportlichkeit* (Kraft, Schnelligkeit, Ausdauer etc.) gestärkt werden (vgl. Wagner/ Alfermann 2006). Diese personalen Faktoren können das aktuelle und habituelle psychische Wohlbefinden beeinflussen, was auch als Ressource zur Stressbewältigung betrachtet werden kann. Ein hohes Wohlbefinden und positive Emotionen helfen beim Umgang mit der Bewältigung von Belastungen. Eine weitere personale Ressource stellen individuelle Bewältigungsstile im Umgang mit Stressoren dar. Eventuell lernt man im Sport, gezielt Taktiken einzusetzen oder durch (Trainings-) Pläne seine Ziele zu erreichen. Es könnte hier ein Transfer ins reale Leben stattfinden. Des Weiteren ist sportliche Aktivität an sich ein individueller Bewältigungsstil, wenn sie zur Spannungsreduktion eingesetzt wird.

Auf *interpersonaler Ebene* wurden die positiven Effekte des „Erlebens sozialer Einbindung und Unterstützung“ und des „Erlebens von sozialem Einfluss“ (z.B. in Sportspielen) oben bereits näher erläutert.

Unter soziokultureller Perspektive ist die Integration der kulturellen und gesellschaftlichen Bezüge eines Individuums wie gesellschaftliche Normen oder Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft, die als Widerstandsressource dienen können, von Bedeutung. Gesellschaftliche Normen können durch den Sport mit seinen verbindlichen Regeln vermittelt werden, sofern dies Lernziel ist.

Es kann angenommen werden, dass regelmäßige sportliche Aktivität den Kohärenzsinn durch die langfristige Stärkung von Widerstandsressourcen, eine Verringerung des Spannungszustandes und somit einer Erhöhung des Wohlbefindens ebenfalls indirekt stärkt (vgl. auch Kraus 1987, 267). Eine Orientierung an Stressoren, Spannung und Spannungsabbau kann auch erklären, warum Sportler weniger Stress wahrnehmen: So nehmen z.B. Fuchs, Hahn & Schwarzer (1994) fünf Wirkweisen sportlicher Aktivität auf die Stress-Gesundheits-Beziehung an (direkte, protektive, präventive, ressourcenstärkende und –schützende Effekte).

Eine Verringerung und einen Abbau psychosozialer Stresssymptome durch sportliche Aktivität konnten Dishman & Jackson (2000) nachweisen (Überblick z.B.

bei Taylor 2000). Nach Allmer (1998, 282) ist jedoch die Intentionalität der Bewegungsaktivität von Bedeutung. Nicht jede sportliche Aktivität soll Stresssymptome reduzieren: „Offensichtlich können dazu nur jene körperlich-sportlichen Aktivitäten einen Beitrag leisten, die zur Stressbewältigung auch absichtlich organisiert und subjektiv als günstig erlebt werden. Ansonsten kann Stress auch zu einer Verminderung oder Vermeidung von Sportaktivitäten führen“ (Wagner/Brehm 2006). Allerdings stellt sich dann die Frage, warum viele Sportler über Entspannung nach dem Sport berichten, auch wenn andere Motive als eine angestrebte Stressbewältigung ausschlaggebend für das Sporttreiben waren.

## **Fazit: Hochschulsport und psychische Gesundheit**

Wie bereits erwähnt, benötigt man Theorien, um Gesundheitskonstrukte nachvollziehen und Wirkungen sportlicher Aktivität messen zu können. In verschiedenen Modellen wird Gesundheit unterschiedlich konkretisiert und operationalisiert. Man kann nicht ‚die Gesundheit‘, sondern je nach Modell unterschiedliche Parameter von Gesundheit erfassen. Das Salutogenesemodell bietet einen ganzheitlichen Zugang zu den Wirkungen sportlicher Aktivität auf die Gesundheit und legt einen Schwerpunkt auf die Stärkung von Gesundheitsressourcen und auf die Konsequenzen für die Bewältigung von (Studien-) Belastungen. Nicht alle Sportarten sind umfassend gesundheitsförderlich, jedoch gibt es vermutlich keine Sportart, die, sofern sie regelmäßig ausgeübt wird, keine gesundheitlich relevanten Ressourcen stärkt. Wie die dargestellten Untersuchungsergebnisse zu den Wirkungen regelmäßiger sportlicher Aktivität auf Parameter der Gesundheit gezeigt haben, kommt sportlicher Aktivität eine wichtige Rolle für den Erhalt und die Wiederherstellung von Funktionstüchtigkeit, Wohlbefinden und Lebensqualität zu (vgl. Abele/Brehm/Gall 1994, 279). Besonders dem Hochschulsport kommt eine zentrale Funktion zur Ressourcenstärkung, dem Erhalt bzw. der Wiederherstellung von Leistungsfähigkeit und der erfolgreichen Bewältigung von Studienbelastungen und somit der Gesundheit Studierender (und natürlich auch der anderen Statusgruppen an der Universität) zu. Im Setting der Universität bietet sich die einmalige Chance, über ein Drittel eines jeden Geburtenjahrganges erreichen zu können, im OECD-Durchschnitt liegt diese Quote sogar bei über 50%! Wissenschaftliche Erkenntnisse sollten vom Hochschulsport verwendet und auch öffentlich kommuniziert werden. Hier wäre eine bessere Verzahnung der Sportwissenschaften mit dem Hochschulsport sicherlich hilfreich. Auch unter Kostengesichtspunkten wäre eine Investition in gesundheitsförderliche Sportangebote sinnvoll, um mögliche spätere Folgekosten körperlicher Inaktivität einsparen zu können.

Die möglicherweise zunehmende Belastung und der erhöhte Stress können zu einer Verschlechterung der gesundheitlichen Gesamtsituation der Studierenden beitragen. Studien zu akademischem Stress zeigen negative Auswirkungen des Stresses auf die Immunfunktion. So kann Stress in Folge von Immunsuppression mit erhöhter Infektanfälligkeit einhergehen (vgl. Glaser et al 1987; 1991).

Der Beitrag des Hochschulsports besteht nicht nur in der Bereitstellung von Bewegungsmöglichkeiten, sondern auch in den zahlreichen sich bietenden Kontaktmöglichkeiten. Der Einzelne erfährt beispielsweise soziale Einbindung durch typische Charakteristika des Sports wie Duz-Kultur, Überwindung körperlicher Distanz oder Gruppenerleben (vgl. Fuchs 2003, 87). Es wird eine maßgebliche Aufgabe sportwissenschaftlicher Forschung sein, diese Zusammenhänge durch empirische Beiträge zu fundieren und damit die Bedeutung und Legitimation des Hochschulsports zu unterstützen.

### Literatur

- Allmer, H. (1998): Stress und seelische Belastung. In Bös, K. & Brehm, W. (Hrsg.): *Gesundheits-sport: Ein Handbuch*. Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport, Bd. 120, S. 279-288. Schorndorf: Hofmann.
- Antonovsky, A. (1979): *Health, Stress and Coping: New Perspectives on Mental and Physical Well-Being*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Antonovsky, A. (1987): *Unraveling the mystery of health. How people manage stress and stay well*. San Francisco.
- Abele, A./ Brehm, W./ Gall, T. (1994): Sportliche Aktivität und Wohlbefinden. In Abele, A & Becker, P. (Hrsg.): *Wohlbefinden. Theorie - Empirie - Diagnostik*. Weinheim: Juventa (2.Auflage), 279-297.
- Abele, A./ Brehm, W./ Pahmeier, I. (1997): Sportliche Aktivität als gesundheitsbezogenes Handeln. In Schwarzer, R. (Hrsg.), *Gesundheitspsychologie*. Göttingen: Hogrefe .
- Abele, A./ Becker, P. (Hrsg.) (1994): *Wohlbefinden. Theorie- Empirie- Diagnostik* (2. Auflage). Weinheim, München .
- Allgöwer, A. (2000): *Gesundheitsförderung an der Universität*. Opladen.
- Argyle, M. (1987): *The Psychology of Happiness*. London/ New York: Routledge.
- Bandura, A. (1997): *Self-efficacy. The exercise of control*. New York, NY: Freeman.
- Becker, P. (2006): Gesundheit und Gesundheitsmodelle In: Bös, K./ Brehm, W. (Hrsg.): *Gesundheits-sport. Ein Handbuch* (2.Auflage), S.319-333. Schorndorf.
- Bengel, J./ Strittmatter, R./ Willmann, H. (1999): *Was erhält Menschen gesund? Antonovskys Modell der Salutogenese - Diskussionsstand und Stellenwert*. Erweiterte Neuauflage 2001. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA).
- Biddle, S. (2000): Emotion, mood and physical activity. In: Biddle, S./ Fox, K./ Boutcher, S.: *Physical activity and psychological well-being*, S.63-87. London: Routledge.
- Bös, K./ Wydra, G./ Karisch (1992): *Gesundheitsförderung durch Bewegung, Spiel und Sport. Ziele und Methoden des Gesundheits-sports in der Klinik*. Erlangen.
- Brehm, W./ Abele, A. (1992): Auswirkungen sportlicher Aktivität auf das Wohlbefinden und die Lebenszufriedenheit im Alter. In: Baumann (Hrsg.): *Altern und körperliches Training*, S. 93- 113. Bern.

- Brehm, W./ Bös, K. (1998): Gesundheitssport: Ein zentrales Element der Prävention und der Gesundheitsförderung. In: Bös, K./ Brehm, W. (Hrsg.): *Gesundheitsport. Ein Handbuch*, S. 9-28. Schorndorf.
- Brehm, W. (1998): Stimmung und Stimmungsmanagement. In: Bös, K./ Brehm, W. (Hrsg.); *Gesundheitsport. Ein Handbuch*, S. 201-211. Schorndorf.
- Brehm, W. (2006): Stimmung und Stimmungsmanagement. In: Bös, K./ Brehm, W. (Hrsg.); *Gesundheitsport. Ein Handbuch* (2.Auflage), S.319-333. Schorndorf.
- Brehm, W./ Janke, A./ Sygusch, R./ Wagner, P. (2006): *Gesund durch Gesundheitsport! Wer profitiert wie viel?*. Weinheim: Juventa-Verlag.
- Cohen S./ Tyrell, D.A.J./ Smith, A.P. (1991): Psychological stress and susceptibility to the common cold. *New England Journal of Medicine*, 325(9), S.606–612.
- DAK Gesundheitsreport 2005 URL: [http://www.dak.de/content/filesopen/Gesundheitsreport\\_2005.pdf](http://www.dak.de/content/filesopen/Gesundheitsreport_2005.pdf)  
Zugriff 01.09.2007
- Deutsches Studentenwerk (2006): *Beratung im Hochschulbereich. Ziele, Standards, Qualifikationen*, Berlin.
- Dishman, R. K./ Jackson, E. M. (2000): Exercise, fitness, and stress. In: *International Journal of Sport Psychology*, 31, S. 175-204.
- Erben, R./ Franzkowiak, P./ Wenzel, E. (1986): Die Ökologie des Körpers. Konzeptionelle Überlegungen zur Gesundheitsförderung. In: Wenzel, E. (Hrsg.): *Die Ökologie des Körpers*, S. 13-120. Frankfurt/Main.
- Fox K. R. (2000): The effects of exercise on self-perceptions and self-esteem. In: S. J. H. Biddle, K. R. Fox & S. H. Boutcher (Eds.), *Physical activity and psychological well-being* (pp. 88-117). London, UK: Routledge.
- Fuchs, R. (1997): *Psychologie und körperliche Bewegung*. Göttingen: Hogrefe.
- Fuchs, R. (2003): *Sport, Gesundheit und Public Health*. Göttingen.
- Fuchs, R./ Hahn, A./ Schwarzer, R. (1994): Effekte sportlicher Aktivität auf Selbstwirksamkeits-Erwartung und Gesundheit in einer stressreichen Lebenssituation. In: *Sportpsychologie*, 24 (1), S. 67-81.
- Fülgraff, G.M. (1999): New Public Health. In: Schlicht/ Dickhuht (Hrsg.): *Gesundheit für alle: Fiktion oder Realität*, S.225-238. Schorndorf: Hofmann.
- Gabriel, H./ Kindermann, W. (1995): Infektionen und Sport: Häufigkeit, Ursachen und präventive Aspekte. *Dtsch. Z. Sportmed.* 46, (Sonderheft) S. 73-85.
- Glaser/ Rice/ Sheridan/ Fertel/ Stout/ Tarr/ Speicher/ Pinsky/ Kotur/ Post/ Beck/ Kiecolt-Glaser (1987): Stress-related immune suppression: Health implications. In: *Brain Behav Immun* 1, S. 7-20.
- Glaser/ Pearson/ Jones Hillouse/ Kennedy/ Mao/ Kiecolt-Glaser (1991): Stress activation of Epstein-Barr virus. In: *Brain Behav Immun* 5, S. 219-232.
- Goldwater, B. C./Collis, M. L. (1985): Psychological effects of cardiovascular conditioning: A controlled experiment. *Psychosomatic Medicine*, 47, S. 174-181.

- Grupe, O. (1994): Möglichkeiten und Grenzen des (Schul-)sports. In: Bös/ Woll/ Bösing/ Huber (Hrsg.): *Gesundheitsförderung in der Gemeinde*, S. 20-30. Schorndorf: Hofmann.
- Hollmann/ Strüder/ Tagarakis (2005): Gehirn und körperliche Aktivität. In: *Zeitschrift Sportwissenschaft* 35 (1), S.3-14.
- Isserstedt/ Middendorff/ Fabian/ Wolter: (2007) Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2006. 18. *Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch HIS Hochschul-Informationssystem*. Hg. v. Bundesministerium für Bildung und Forschung. Bonn, Berlin.
- Jessor, R./ Jessor, S. (1977): *Problem Behavior and Psychosocial Development*. Academic Press New York, San Francisco, London.
- Kielcolt-Glaser, J.K./ Page, G.G./ Marucha, P.T./ Maccallum, R.C./ Glaser, R. (1999): Psychological influences on surgical recovery: perspectives from psychoneuroimmunology. *American Psychologist*, 53(11), S.1209-1218.
- King, A.C./ Barr Taylor, C./ Haskell, W.L./ Debusk, R.F. (1989): Influence of regular aerobic exercise on psychological health: a randomized, controlled trial of healthy middle-aged adults. *Health Psychology*. Washington (D.C.), 8, 3, S. 305-324.
- Kluge, S.: Zunahme von Arbeitsunfähigkeiten aufgrund von psychischen Erkrankungen – Ergebnisse aus den DAK-Gesundheitsreports mit besonderem Focus auf die Situation in Berlin, online im Internet: <http://www.gesundheitberlin.de/download/Kluge.pdf> [Zugriff am 12.09.2007]
- Knoll, M. (1997): *Sporttreiben und Gesundheit. Eine kritische Analyse vorliegender Befunde*. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann.
- König, D./ Grathwohl, D./ Deibert, P./ Weinstock, Ch./ Northoff, H./ Berg, A. (2009): Sport und Infekte der oberen Atemwege - Epidemiologie, Immunologie und Einflussfaktoren. In: *Deutsch.Z.Sportmed.*, 7 u. 8, S. 244-250.
- Kraus, M.F. (1987): *Sporttreiben und psychische Gesundheit*: Dissertation an der FU Berlin, Institut für Sportwissenschaft. Berlin.
- Kubesch, S. (2004): Das bewegte Gehirn. An der Schnittstelle von Sport- und Neurowissenschaft. *Sportwissenschaft*, 34 (2), S 135-144.
- Landers, D. M./ Arent, S. M. (2001): Physical activity and mental health. In: R. H. Singer, H. A. Hausenblas & C. M. Janelle (Eds.), *Handbook of sport psychology* (2<sup>nd</sup> Ed., pp. 740-765). New York: Wiley.
- Landers, D.M./ Petruzzello, S.J. (1994): Physical activity, fitness and anxiety. In: C. Bouchard/R.J. Shephard/T. Stephens (Eds.): *Physical activity, fitness and health. International Proceedings and Consensus Statement*, Champaign. S. 868-882.
- Mayring (1991): *Psychologie des Glücks*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Mutrie, N. (2000): The relationship between physical activity and clinical defined depression. In: S. Biddle, K. Fox & S. Boutcher (Eds.), *Physical activity and psychological well-being* (pp. 46-62). London: Routledge.
- Rückert, H.- W. (2006): Müssen wir uns den Bachelor als einen glücklichen Menschen vorstellen?

- URL:<http://www.fu-berlin.de/studienberatung/team/hwr/meissen.pdf> Zugriff 23.09.2007
- Schlagenhauf, K. (1977): *Sportvereine in der Bundesrepublik Deutschland. Teil I: Strukturelemente und Verhaltensdeterminanten im organisierten Freizeitbereich*. Schorndorf: Hofmann.
- Schlicht, W. (1994): *Sport und Primärprävention*. Göttingen.
- Schlicht, W. (1995): *Wohlbefinden und Gesundheit durch Sport*. Schorndorf.
- Schlicht, W./ Strauß, B. (2003): *Sozialpsychologie des Sports*. Göttingen: Hogrefe.
- Schwenkmezger, P. (2001): Psychologische Aspekte des Gesundheitssports. In: Gabler, H./Nitsch, J.R./Singer, R.: *Einführung in die Sportpsychologie*. Teil 2: Anwendungsfelder. 2. Auflage, S. 237-262. Schorndorf: Hofmann.
- Siegrist, J. (2003): Gesundheitsverhalten- psychosoziale Aspekte. In: Schwartz, F.W.: *Das Public-Health Buch. Gesundheit und Gesundheitswesen* (2. Auflage), München, S. 139-150. Jena.
- Sobhan- Sarbandi, M./ Stock, C./ Krämer, A. (2000): Die Rückengesundheit von Studierenden im Rahmen einer gesundheitsfördernden Hochschule. In: Sonntag, U./ Gräser, S./ Stock, C./ Krämer, A. (Hrsg.): *Gesundheitsfördernde Hochschulen. Konzepte, Strategien und Praxisbeispiele*, Weinheim, München, S.139-147.
- Stock C./ Krämer, A. (2000): Psychosoziale Belastungen und psychosomatische Beschwerden von Studierenden. Ergebnisse eine Längsschnittstudie. In: Sonntag, U./ Gräser, S./ Stock, C./ Krämer, A. (Hrsg.): *Gesundheitsfördernde Hochschulen. Konzepte, Strategien und Praxisbeispiele*, Weinheim, München, S.127-138.
- Taylor, A.H. (2000): Physical activity, anxiety, and stress: A review. In: Biddle S.J.H./ Fox K.R./ Boutcher S.H., (Eds.). *Physical activity and psychological wellbeing*. London: Routledge, S. 10-45.
- Wagner, P./ Brehm, W. (2006): Aktivität und psychische Gesundheit. In: Bös, K./ Brehm, W. (Hrsg.), *Gesundheitssport. Ein Handbuch* (2.Auflage), S.103-117. Schorndorf.
- Wagner, P./ Alfermann, D. (2006): Allgemeines und physisches Selbstkonzept. In: Bös, K./ Brehm, W. (Hrsg.); *Gesundheitssport. Ein Handbuch* (2.Auflage), S. 334-345. Schorndorf.
- Weissingner, V. (1996): *Gesundheitsförderung im Studium - Aspekte zum Wohlbefinden im Lebensraum Hochschule*, Lorenz- von- Stein- Institut für Verwaltungswissenschaften an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Arbeitspapiere Nr. 40.
- Williams, J.M./ Getty, D. (1986): Effect of Levels of Exercise on Psychological Mood States, Physical Fitness, and Plasma Beta-Endorphin. In: *Perceptual and Motor Skills*, 63, S.1099-1105.
- Winkler/ Klaes/ Florijn-Zens/ Wild-Mittmann (1998): Dimensionen der Gesundheit und der Einfluss sportlicher Aktivitäten. In: Alfred Rütten (Hrsg.): *Public Health und Sport*, S.203-239, Stuttgart.
- WHO (1948): *Constitution*. WHO, Genf.
- Woll, A. (1996): *Gesundheitsförderung in der Gemeinde*. Neu-Isenburg: Lingua-Med



## **Autoren**

Dr. Arne Göring  
Hochschulsport / Institut für Sportwissenschaften  
Universität Göttingen  
Sprangerweg 2  
37075 Göttingen

Veit Hesse, M.A.  
Göttinger Sport- und Freizeit GmbH  
Windausweg 6  
37073 Göttingen

Markus Frieling  
Charlotte Paulsen Gymnasium  
22041 Hamburg-Wandsbek

Prof. Dr. Christoph Breuer; Pamela Wickert und Tim Pawlowski  
Institut für Sportökonomie und Sportmanagement  
Deutsche Sporthochschule Köln  
Am Sportpark Müngersdorf 6  
50933 Köln

Tom Penschorn, M.A.  
Institut für Sportwissenschaften  
Universität Göttingen  
Sprangerweg 2  
37075 Göttingen

---

Thomas Cornelißen und Christian Pfeifer  
Institut für empirische Wirtschaftsforschung  
Universität Hannover  
Königsworther Platz 1  
30167 Hannover

Dr. Kerstin Baumgarten, Daniela Lürer und Sabine Dreibrodt  
Fachbereich Gesundheitswesen  
Hochschule Magdeburg-Stendal  
Breitscheidstr. 2  
39114 Magdeburg

Daniel Möllenbeck  
Institut für Sportwissenschaften  
Universität Göttingen  
Sprangerweg 2  
37075 Göttingen

**D**ass für den Hochschulsport turbulente Zeiten angebrochen sind, scheint bei den gewaltigen Veränderungen, die sich im Hochschulsystem derzeit beobachten lassen ohne Zweifel zu sein. Welche Auswirkungen die mannigfaltigen Reformansätze auf die Entwicklung des Hochschulsports haben werden und welche Herausforderungen daraus resultieren, ist Gegenstand der gegenwärtigen Diskussion im Hochschulsport. Die Beiträge dieses Bandes „Quo vadis Hochschulsport? Im Wandel von Hochschule und Gesellschaft“ liefern wichtige Diskussionsanstöße und Anregungen aus verschiedenen Forschungsdisziplinen mit unterschiedlichen inhaltlichen Schwerpunkten. Neben etablierten Sport- und Sozialwissenschaftlern kommen auch junge Nachwuchsforscher zu Wort, um auch den Blick der „jüngeren Generation“ auf den Hochschulsport und seine Entwicklungen zu eröffnen.



GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT  
GÖTTINGEN

ISBN: 978-3-940344-82-3

ISSN 1864-189X

Universitätsdrucke Göttingen